

ALLENSTEINER HEIMATBRIEF



Sommer 2017



ALLENSTEINER HEIMATBRIEF

1948

Nr. 263

2017

Inhalt

Vorwort	3
Geschichte der Stadt Allenstein – Unter ermländischer Herrschaft	4
Der Mai	9
Der Waffenmeister von Allenstein	10
„...ein jüngerer Gelehrter von Rang“. Leo Schrade aus Allenstein (Schluss)	11
Die feineren Unterschiede	17
Johanni – Zeit der hellen Nächte	19
Blau war der Wald am Horizont	21
Männer im Moor	22
So war es mit dem Zirkus	25
König Sommer	28
Toon Koornaust	29
Der August	32
Mein Kinderparadies	33
Lebensgefährliche Kanzel	36
Sommerbild	36
Ein Streifzug durch das neue Allenstein	37
Dickkoppsche Nadeln	50
Ein Koch aus Allenstein am rumänischen Königshof	52
Leserbriefe	56
Berichte aus Allenstein	64

Aus unserer Allensteiner Familie	72
Wir gratulieren	72
Wir gedenken	73
O bleibe treu den Toten	75
Verschiedenes	76
Programm 62. Jahrestreffen	76
Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg	77
Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen	78
Ermlandforum	79
Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen	80
Hinweise der Redaktion	82
Vordruck für Anzeigen	83
Bücherecke	85
Angebote unserer Stadtgemeinschaft	87
Impressum	88

Titelbild: Fischmarkt und evangelische Kirche
 Vordere Innenseite: Konzert in der ev. Kirche
 Hintere Innenseite: Am Langsee
 Rückseite: Abendstimmung am Okullsee
 Fotos: Christel Becker



Liebe Allensteinerinnen und Allensteiner,
liebe Freunde unserer Heimatstadt,

in seinem Grußwort zu unserem letzten Weihnachtsbrief hat der Stadtpräsident von Allenstein uns eingeladen, unsere Heimatstadt zu besuchen und persönlich festzustellen, wie sich die Stadt inzwischen verändert hat. Wir haben einen Fotografen gebeten, an unserer Stelle einen Streifzug durch das „neue“ Allenstein zu unternehmen und vor allem festzuhalten, was in den letzten Jahren Neues entstanden ist. Erfreulich ist, dass nicht nur Neues entsteht, sondern auch der Wille besteht, Altes zu erhalten. Eine Auswahl seiner Bilder finden Sie auf den mittleren Seiten dieses Heimatbriefes.

Neben den hier abgebildeten gab es andere gewaltige Veränderungen: die Einwohnerzahl der Stadt hat sich seit unserer Zeit vervierfacht und unser eher beschauliches Allenstein ist zu einer Universitätsstadt und der Metropole der Region geworden. Auch der steigende Wohlstand wird auf den Straßen zunehmend sichtbar.

Leider erreicht dieser Wohlstand nicht alle, besonders Alten und Kranken fehlt es häufig am Lebensnotwendigen. Besonders betroffen davon sind die Angehörigen der deutschen Minderheit. Die humanitäre Hilfe durch die Bruderhilfe und die Unterstützung der Arbeit der Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit zählen unverändert zu unseren wichtigsten Aufgaben. Da die derzeitige polnische Regierung die Mittel für die Minderheiten gekürzt hat, kommt unseren Spenden eine besondere Bedeutung zu.

Ihnen und Ihren Familien wünsche ich viel Freude an diesem Heimatbrief, eine schöne und erholsame Sommerzeit und freue mich auf ein Wiedersehen bei unserem 62. Jahrestreffen am 09. September 2017 in Gelsenkirchen.

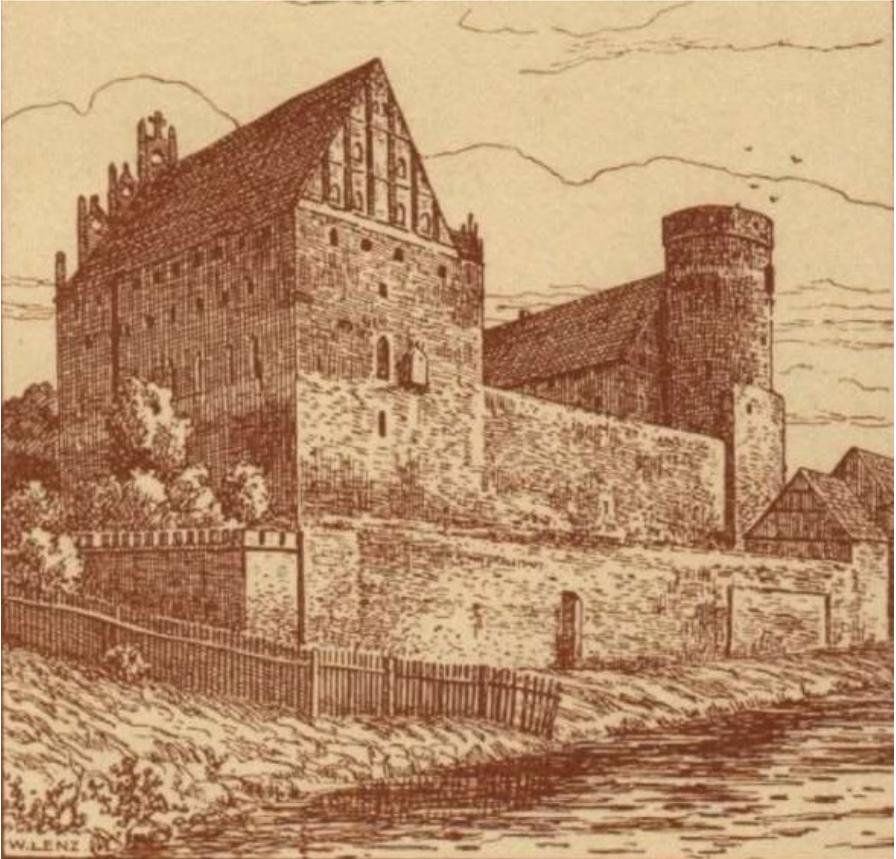
Ihr

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'G. Hufenbach', written in a cursive style.

Gottfried Hufenbach

Geschichte der Stadt Allenstein – Unter ermländischer Herrschaft

Von Hugo Bonk



1. Die Verfassung des Ermlands
Im vorigen Kapitel haben wir gesehen, dass Allenstein seit 1348 – also von Anfang an – unter dem ermländischen Domkapitel stand. Bei der Gelegenheit wurde des Verhältnisses des Domkapitels zum Bischof gedacht. Hier müssen wir uns mit diesen Verfassungsfragen etwas näher

beschäftigen, weil ohne diese Kenntnis ein Verständnis für die Geschichte Allensteins von 1348 bis 1772 unmöglich ist.

Zunächst muss konstatiert werden, dass wir es hier mit ganz eigenartigen Verhältnissen zu tun haben, die in der ganzen Verfassungsgeschichte einzig dastehen. Schon der Ordensstaat

des 16. Jahrhunderts war eine Institution, die in ganz hervorragendem Maße geeignet ist, das Interesse des Welthistorikers zu fesseln. Ich betone: des Welthistorikers und will damit andeuten, dass in den Darstellungen der allgemeinen Geschichte der Ordensstaat meist nicht die Würdigung erfährt, die er verdient, während die ganz zerfahrenen Zustände in Deutschland in jener Zeit meist breit erörtert werden. In einer Zeit, wo ganz Europa von Kriegen, Aufständen und Räuberwesen heimgesucht und verheert wurde, wo z. B. England und Frankreich ihren hundertjährigen Kampf ums Dasein ausfochten (1339-1453) und ein ähnlicher Existenzkampf in Russland zwischen Russen und Mongolen über hundert Jahre lang wütete, wo in Deutschland alles drunter und drüber ging und man vor den Raubrittern seines Eigentums nicht sicher war, wo die Fehmgerichte beinahe die einzige wirkliche richterliche Autorität repräsentierten, wo Städte, Bauern, Adel, Fürsten in ewigen Kämpfen gegeneinander das Mark des Landes verzehrten: da haben wir in Altpreußen einen Staat, der gerade damals in seiner höchsten Blüte stand. Und das war gerade in der Zeit der Gründung Allensteins. So öde und langweilig uns die Geschichte Deutschlands im 14. Jahrhundert anmutet, so spannend und interessant ist eine Vertiefung in die Geschichte Altpreußens – ich sage ausdrücklich nicht des Deutschen Ordens – in jener, wenn auch nur kurzen Blüteperiode des Ordens – nicht viel über ein halbes Jahrhundert – der schon seiner ganzen Verfassung nach etwas ganz anderes war als alle an-

dern Staaten jener Zeit. Wer sich einmal so recht lebhaft in den Geist jener Zeit versetzen will, der gehe nach Marienburg und sehe sich mit Verständnis das erhabenste Monument des Ordens an, das gerade in jener Zeit, unter Winrich von Kniprode (1351-1382) vollendet wurde. Ein Hauch des Friedens weht durch diese Mauern, die der Krieg geschaffen hat, wenn wir uns die inneren luxuriösen, zweckmäßigen und behaglichen Einrichtungen der Ritter ansehen. Es ist ein Stück ruhmvoller und glänzender Vergangenheit.

Aber fast noch eigenartiger ist in eben derselben Zeit ein zweiter Staat, der scheinbar in, tatsächlich aber neben dem Ordensstaat bestand, aber in den Verfall und Untergang desselben nicht hineingezogen wurde, sondern sich noch drei Jahrhunderte länger behauptete – das Ermland. Dasselbe hat an allen Segnungen des Ordensstaates teilgenommen, ohne doch gleich von vornherein an der unheilbaren Krankheit des Ordens zu leiden: einer unzeitgemäßen Regierungsform bzw. Verfassung, die schon zur Zeit ihrer Einführung antiquiert, die Blüte des Ordens nicht herbeigeführt, sondern zerstört hat. Umso wunderbarer gerade war diese Blüte, die den Keim des Todes schon in sich trug. Derselbe Schlag aber, der den Orden tötete, bedeutete für Ermland nur einen heftigen Anfall, von dem es sich unter sorgfältiger Pflege wieder erholte – in sehr schwerer Zeit! Denn dass unterm Krummstab gut wohnen sei, das hat die Geschichte Ermlands bewiesen. Aber innerhalb dieses Staates, des Bistums und Fürstentums Ermland, gab es noch einen zweiten, der, wie

Ermland im Ordensstaat, so seinerseits im Ermland nur scheinbar als Bestandteil enthalten, tatsächlich aber selbstständig war: das war der Staat des Domkapitels. Wir haben oben gesehen, dass der Orden von seinen Ländereien ein Drittel den Bischöfen gab, und dass in Ermland daraus ein souveränes Fürstentum entstand. Das über dieses Fürstentum hinausgehende Land der ermländischen Diözese geht uns hier nichts an. Von seinem souveränen Drittel gab der Bischof dann, wie wir sahen, seinerseits wieder ein Drittel dem Domkapitel, das nun ebenfalls eine souveräne Fürstengewalt repräsentierte.

Im Ermland war der Bischof durch die Circumscriptions-Urkunde von 1243 zum souveränen Fürsten seines Gebietes gemacht, also dem Hochmeister gewissermaßen koordiniert – nicht ganz, wie wir sehen werden – „sicut fratres iudem possident suas partes“ heißt es in der Teilungs-Urkunde. Und wie der Hochmeister, so wurde auch der Bischof als Reichsfürst betrachtet, und in der Bestätigungs-Urkunde des Kaisers „princeps et devotus noster dilectus“ genannt. Diese Stellung haben die Bischöfe von Ermland zu behaupten gewusst, während die anderen drei Bischöfe allmählich Untertanen des Hochmeisters wurden, weil es demselben gelang, die Bischofstühle mit Ordensbrüdern zu besetzen. In Ermland ist Anselm der einzige Ordensbruder geblieben, so dass sich das Bistum dem Einfluss des Ordens immer mehr entzog.

Allerdings hatte der Orden einen Beamten im Bistum, der gewisse Hoheitsrechte repräsentierte – den Vogt. Etwas Sicheres über die Stellung desselben zum Bischof lässt sich indes

nicht feststellen. Dem Orden lag die Verteidigung des ganzen Landes, also auch Ermlands ob. So musste er also über die Wehrkraft des ganzen Landes uneingeschränkt verfügen können. Der Vogt war also auch im Ermland über die Burgen gesetzt und hatte wohl auch die Anführung der Kriegsmacht des Bistums. Außerdem war der Vogt der oberste richterliche Beamte des Bistums. Er war also gewissermaßen Kriegsminister, oberster Heerführer und Landrichter in einer Person.

Auch im Domkapitel – was uns speziell angeht – gab es einen Vogt, welcher seinen Sitz wahrscheinlich in Mehlsack hatte. Wahrscheinlich hatte derselbe eine ähnliche Stellung dem Kapitel gegenüber (als Repräsentant der bischöflichen Gewalt), wie der Ordensvogt dem Bischof gegenüber. Jedenfalls war er oberster Richter; als solchen haben wir ihn schon in der Handfeste kennengelernt.

Dass der Orden auch in der Verwaltung eine gewisse dominierende Stellung in dem Gebiet des Bischofs und des Kapitels eingenommen hat, ergibt sich aus der Gleichheit aller Einrichtungen, ja aller Gesetze und Verordnungen. Das Bistum und das Kapitel haben in den ersten Jahrhunderten überhaupt keine Zivil-Gesetzgebung gehabt, sondern hier finden sich nur die „bekannten hochmeisterlichen organischen Verordnungen“, wie Andreas Thiel nachgewiesen hat. Doch ist nach ihm dieses Anleihen an den Orden nur ein freiwilliges Anerkennen einer gewissen Oberherrlichkeit desselben.

Das Domkapitel ist im Jahre 1260 mit dem Bau des Domes eingerichtet, doch war während des Krieges der

1261 erwähnte canonicus Brunsbergensis Herwicus plebanus (Pfarrer) Elbingensis wohl der einzige Beamte desselben, ja des Bischofs überhaupt, der nach der Tradition keine anderen Einkünfte hatte als „1 silberne Mark“ von der Crusemole, der jetzigen Klutkemühle bei Guttstadt (die Mark hatte im Jahre 1233 einen Wert von etwa 30 Reichsmark). In der Stiftungsurkunde vom 27. Januar 1264 heißt es, dass für die einzurichtenden 16 Präbenden 16 Canonici eingesetzt werden sollen. 1280 wird zum ersten Mal der bischöfliche Vogt (advocatus) erwähnt. 200 Jahre später hat der bischöfliche Hofstaat 16 Beamte. Im Domkapitel erscheint gleich nach der Landesaufteilung (1288) ein Prokurator als oberster Verwaltungsbeamter neben dem Vogt als oberster Richter in einer Urkunde vom 13. Juli 1290.

2. Das Domkapitel

In der ältesten Zeit war das Domkapitel wahrscheinlich in die beiden Kammerämter Wewa (später Mehlsack) und Gudekus und Bertingen (später Allenstein) eingeteilt. Was das letztere anbetrifft, so spricht schon die Handfeste von den Grenzen des alten Kammeramtes. Wie die wirkliche Einrichtung des schon lange gegründeten Bistums durch den Krieg mehrere Jahrzehnte hindurch verhindert wurde, so auch die des Domkapitels. Anselm musste schon im Jahre nach seiner Stiftung wegen des großen Aufstandes der Preußen Braunsberg verlassen und die Kathedrale wurde zerstört. Sein Nachfolger Heinrich Fleming (1279-1300) aber verlegte den Sitz des Kapitels nach Frauenburg, wo nun der neue Dom gegründet wurde.

An der Spitze des Kapitels stand der Dompropst als Leiter der öffentlichen

Geschäfte und Verhandlungen, während die kirchliche Leitung dem Domdechanten oblag. Die Verwaltung des Schatzes, der Einkünfte der Sakristei, des Kirchenschmucks, der päpstlichen Gewänder und die Aufsicht über den kirchlichen Dienst hat der Custos, die Leitung des Chorgesanges der Kantor und die Leitung der Domschule und des gesamten Unterrichtswesens der Scholasticus. Das waren die fünf von Anselm eingesetzten Prälaten des Kapitels, neben denen dann die 16 Canonici, Domherren, standen, von denen wir bereits einen, Nikolaus Kopernikus, als Administrator des Kapitels in Allenstein kennengelernt haben. In allen Verfügungen, Verschreibungen usw. stehen die Namen der Prälaten an der Spitze. So fängt unsere Allensteiner Gründungs-Urkunde mit den Worten an: „Im Namen des Herrn, Amen. Wir Hartmut, Propst, Hermann Dechant, Johannes Custos, Tylo Kantor und das ganze Kapitel der Ermländischen Kirche, wollen, dass denen, welche die vorliegende Schrift sehen, bekannt sei, dass ...“ Das Einkommen der Domherren war ein recht beträchtliches, zur Zeit des Kopernikus wohl 9.000 Mark nach unserem Gelde. Übrigens waren die Canonici des Kapitels, das sich aus dem Patriziat der großen westpreussischen Städte rekrutierte, häufig gar nicht eigentliche Geistliche, so dass 1531 der Bischof sich beklagte, dass nur ein einziger imstande sei, den kirchlichen Pflichten obzuliegen. Dagegen waren es meist Gelehrte oder wenigstens akademisch gebildete Herren, und der Wittenberger Professor Rheticus nannte sie ein „Collegium vieler gelehrter und frommer Männer.“

An der Spitze der Kammerämter stand je ein Camerarius. Diese Kämmerer waren auffallender Weise durchweg Stammpreußen, vielleicht, weil man am liebsten, wenn es sein konnte, die früheren preußischen Ortsvorstände dazu nahm. Der Vogt war der Vorgesetzte des Kämmerers, denn letzterer heißt camerarius noster oder gar famulus.

Der Administrator (Landpropst) ist der Vertreter des kranken Bischofs, doch war die Administratur schon früh ein festes Amt, und in den Statuten des Domkapitels von 1384 wird dem Administrator anbefohlen, Burggrafen in Allenstein und Mehlsack nur im Einverständnis mit dem Domkapitel einzusetzen. In den Zusätzen zu den Statuten wird im Jahre 1391 dem Domänen-Verwalter zu Allenstein aufgegeben, jährlich einen Bestand von 15 Mark von eingezogenem Zins nachzuweisen, um für den Fall der Not oder eines Aufstandes nicht in Verlegenheit zu kommen.

Wie wir schon daraus die weise Fürsorge des Kapitels für das ihm untergebene Land ersehen, so tritt dieselbe noch deutlicher hervor in einer anderen Verfügung aus derselben Zeit, die auch sonst manches Interesse bietet, für uns umso mehr, als sie speziell Allenstein betrifft. Darin heißt es – im Jahre 1394 – „Da unsere Stadt Allenstein nebst Umgebung sich im Rachen der Ungläubigen befindet (damit können nur die Litauer gemeint sein, die noch 1354 Wartenburg zerstört hatten. Gegen die Litauer war die Allensteiner Burg angelegt), von deren Wildheit und Ungestüm wir täglich zu fürchten haben, so wie zu Nutz und Frommen unserer Armen in jener Gegend, von deren saurem Schweiß wir

gemächlich leben, so haben wir auf eigene Kosten einige Last Weizen aufgebracht, damit wenn der Herr einst Hungersnot über das Land bringen sollte oder – was ferne sei – sie das Schwert des Feindes heimsuchen sollte, die Einwohner nicht in ihrer Verzweiflung verfliehen und das Land wüste und die Häuser ohne Menschen bleiben, zumal da das Gebiet des Kapitels größtenteils unfruchtbar und sandig ist. Um daher eine so fromme Fürsorge, die für das Gemeinwohl weise getroffen ist, der Beachtung unserer Nachfolger zu überliefern und dieselbe zu einer dauernden zu machen, haben wir nach sorgfältiger Erwägung von Kapitels wegen beschlossen, dass der derzeitige Administrator des Kapitels von dem Tage an, wo wir 100 Last (ca. 2500 Scheffel) Weizen aufgespeichert haben, in unserer Burg in Allenstein 40 und in Mehlsack 40 Last zum mindesten in Weizen oder in Geld seinem Nachfolger hinterlassen sein soll“ usw. Um aber den Domherren den Entschluss zu freiwilliger Beisteuer zu dem guten Werke etwas zu erleichtern, wird bestimmt, dass nach dem Tode jedes, der mit beigesteuert hat, seine Erben 10 Mark, d. h. 134 Mark nach unserem Gelde, ausgezahlt erhalten sollen. Man ersieht aus dem allen, wie sehr das Kapitel für das Wohl der Seinen bemüht war. Dank dieser Fürsorge sind trotz der gewaltigen Kriege der folgenden Jahrhunderte die alten Dorfgründungen, „die Blüte des 14. Jahrhunderts“, doch nie ganz zu Grunde gegangen. Und das ist umso mehr anzuerkennen, als das Kapitel das Land, gerade um Allenstein herum, in gänzlich wüstem und verwildertem Zustande übernahm, wie

wir aus der obigen Urkunde ersehen. Es ging ihm also mit seinem Gebiet nicht allzu viel besser als dem Bischof Anselm, der in seinem ganzen Gebiet nur eine zinsfähige Mühle vorfand. Das war allerdings unmittelbar nach dem großen Aufstande, während das

Kapitel das Gebiet von Allenstein ein halbes Jahrhundert nach dem Kriege erhielt. Aber die Aufgabe der Kultivierung war ihm voll und ganz vorbehalten, und es hat diese Aufgabe aufs Beste gelöst.

Wird fortgesetzt

Der Mai

Im Galarock des heiteren Verschwenders,
ein Blumenzepter in der schmalen Hand,
fährt nun der Mai, der Mozart des Kalenders,
aus seiner Kutsche grüßend, über Land.

Es überblüht sich, er braucht nur zu winken.
Er winkt! Und rollt durch einen Farbenhain.
Blaumeisen flattern ihm voraus und Finken.
Und Pfauenaugen flügeln hinterdrein.

Die Apfelbäume hinterm Zaun erröten.
Die Birken machen einen grünen Knicks.
Die Drosseln spielen, auf ganz kleinen Flöten,
das Scherzo aus der Symphonie des Glücks.

Die Kutsche rollt durch atmende Pastelle.
Wir zieh'n den Hut. Die Kutsche rollt vorbei.
Die Zeit versinkt in einer Fliederwelle.
Oh, gäb' es doch ein Jahr aus lauter Mai!

Melancholie und Freude sind wohl Schwestern.
Und aus den Zweigen fällt verblühter Schnee.
Mit jedem Pulsschlag wird aus Heute Gestern.
Auch Glück kann weh tun. Auch der Mai tut weh.

Er nickt uns zu und ruft: „Ich komm ja wieder!“
Aus Himmelblau wird langsam Abendgold.
Er grüßt die Hügel, und er winkt dem Flieder.
Er lächelt. Lächelt. Und die Kutsche rollt.

Erich Kästner

Der Waffenmeister von Allenstein

An einem herrlichen Julitag des Jahres 1410, als die Sonne in roter Glut über den Horizont stieg, stand Hartmut, der Waffenmeister von Allenstein, auf dem Schlossturm und schaute hinaus auf die anmutige Landschaft. Gedankenvoll wandte er dann seinen Blick dem Städtchen zu. Trotz der frühen Morgenstunden begann sich dort bereits das Leben zu regen. Männer und Frauen eilten auf die Felder, und Erntewagen fuhren zu den Toren hinaus, um das kaum gereifte und getrocknete Getreide heimzuholen, damit sie in den Zeiten kommender Not einige Vorräte zur Verfügung hatten. Hartmuts Gesicht wurde ernst und sorgenvoll. Er stieg vom Turm herab zum Burghof. Auch hier herrschte lebhaftes Treiben; die Burgmannen rüsteten zur Verteidigung und zum Kampfe; denn sie wussten, dass der Orden im Süden des Landes einer polnisch-litauischen Übermacht gegenüberstand.

Hartmut besichtigte die Arbeit seiner Waffenknechte und war zufrieden. Es sollte dem Feinde schwer werden, die Burg zu nehmen. Seinen Kriegsleuten konnte er vertrauen, sie waren tüchtig und kampfgewöhnt; nur einer machte ihm Sorge: der Befehlshaber der Burg, der Kapitelsvogt, Kuno von Lentzen. Ernste Arbeit lag ihm nicht, Feste feiern und jagen waren ihm lieber.

Das bange Warten wurde durch die Meldung vom Unglück bei Tannenberg unterbrochen. Kuno war kopflos und gab alles verloren. Die Burg wollte er ohne Kampf übergeben. Den Waffenmeister Hartmut wollte er

mit einigen Kriegsleuten in die Vorburg im Walde schicken, um diese bei dem geplanten Preußenaufstand zu halten.

Der Waffenmeister war inzwischen noch in die Mühle gegangen; dort fand er Narda, seine Braut, bei fleißiger Näharbeit. Er wollte Narda und ihren Vater, den Müller Glappa, zur Stadt in Sicherheit bringen. Er erfuhr nun von Narda, dass ihr Vater in letzter Zeit öfters mit dem Preußenhäuptling Wingeite im Geheimen verhandelt hätte. Hartmut nahm Abschied von Narda und ging ins Schloss zurück.

Während er nun mit seinen Leuten in die Vorburg ziehen musste, erfuhr Narda von ihrem Vater von dem bevorstehenden Aufstand. In der Stadt selbst herrschte große Aufregung. Die Ratsglocke rief die Ratsherren zur Sitzung. Hier erfuhren diese die Unglücksnachricht. Ungeduldig wartete das Volk auf dem Marktplatz. Die Bürger wollten die Stadt verteidigen, aber der Vogt war für kampflose Übergabe der Stadt und Burg.

Der Kampf der Preußen in der Vorburg und im unterirdischen Gang war das Ende des Heidentums auf Allensteins Fluren. Die Vorburg blieb fortan tot und unbesetzt. Unter einem Rasenhügel im Hofe der zerfallenen Burg ruhen Hartmut und Narda; sie halten in Liebe und Treue Vorpostenwacht für deutsche Erde und deutschen Geist. Das Volk hat seine Sage um die stille Stätte gesponnen; es erzählt von der Burg und dem unterirdischen Gang und nennt den Ort heute noch: Das verwunschene Schloss.

„...ein jüngerer Gelehrter von Rang“. Leo Schrade aus Allenstein (Schluss)

Von Hans Joachim Marx

Unmittelbar nach seiner Entlassung aus dem Universitätsdienst schrieb Schrade (auf Deutsch) unzählige Briefe an Persönlichkeiten, von denen er sich Hilfe im Hinblick auf eine Universitätsstelle im Ausland erhoffte. Da er seit 1930 ehrenamtlicher wissenschaftlicher Mitarbeiter der Hamburger ‚Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg‘ war, wandte er sich zunächst an die Direktion der Bibliothek, die 1933 nach London verlegt worden war und jetzt ‚The Warburg Institute‘ hieß. Ansprechpartner war außer dem Direktor des Instituts, Prof. Dr. Fritz Saxl (1890-1948), vor allem dessen Bibliothekar Dr. Hans Meier (1872-1941). Einen Tag nach seiner Entlassung bat Schrade Dr. Meier brieflich, ihn in London aufsuchen zu dürfen: „Es handelt sich um eine für mich äußerst dringliche Angelegenheit“. Einen Tag später schrieb er auch an den Generalsekretär des ‚Council for Assisting Refugee Academics‘ (CARA) in London, eine 1933 gegründete Organisation, die jüdischen Akademikern aus Deutschland zu helfen sich vorgenommen hatte. In dem Brief schildert er seine Notlage („...die Zahlung meines Gehaltes [wird] mit dem 30. September [1937] eingestellt, [so] daß mir also damit jede Existenzmöglichkeit genommen ist, mir und meiner Familie“) und bittet um eine Unterredung. Nachdem die notwendigen Vorbereitungen (Visum, Geld! usw.) getätigt waren, reiste Schrade am 20. Juli 1937 nach London, um sein Anliegen

persönlich vorzutragen. Während seines dortigen Aufenthaltes (20.-26. Juli) wurde ihm bald bewußt, daß es für ihn in Großbritannien keine Universitätsstelle geben werde. Das ‚Warburg Institute‘ empfahl ihm daher, Gutachten etablierter Musikwissenschaftler einzuholen, mit denen er sich an anderer Stelle bewerben könne. Die von Schrade erbetenen Empfehlungen (u.a. von Charles van den Borren, Albert Smijers, Arnold Schering, Arnold Schmitz und Ludwig Schieder-mair) wurden im ‚Warburg Institute‘ von der Assistentin von Prof. Saxl, Frau Dr. Gertrud Bing (1892-1964), gesammelt und auf Schrades Bitte hin weitergeleitet. Die Empfehlungen sind ausnahmslos positiv und bescheinigen dem 34jährigen Schrade, „für einen Lehrstuhl in Musikgeschichte durchaus geeignet“ zu sein, so Albert Smijers. Schering sieht in Schrade einen „höchst vielseitig gebildeten, mit dem ganzen Rüstzeug moderner Forschung ausgestatteten Gelehrten“, nach Schieder-mair gehört Schrade „zu den führenden Musikhistorikern der jüngeren Generation“. Van den Borren schreibt: „... Je n’ai pas besoin d’ajouter que ces qualités d’ordre personnel vont de pair une formation scientifique de premier ordre“.

Durch Zufall hielt sich in diesen Tagen der Direktor der New Yorker ‚New School of Social Research‘, Dr. Alvin Johnson, in London auf, den Schrade auf Anraten des ‚Warburg Institute‘

brieflich um eine Unterredung bat. In dem handschriftlich abgefaßten Brief vom 22. Juli (z. Zt. *London W.C.1, 12 Upper Bedford Place*, einem kleinen Hotel in der Nähe des ‚British Museum‘) stellt er kurz seine fast ausweglose Lage dar („... bin jetzt entlassen worden, weil meine Frau aus einer jüdischen Familie stammt“), verweist auf seine finanziellen Schwierigkeiten und bittet um einen Rat, ob es vielleicht an einer amerikanischen Universität für ihn eine Lehrtätigkeit gäbe („Soviel ich weiß, hat Herr Prof. [Erich von] Hornbostel bei Ihnen gearbeitet. Ich habe die Hoffnung, daß Sie vielleicht... auch mir die Möglichkeit einer Lehrtätigkeit bieten können“). Erst einen Monat später, am 23. August 1937, antwortet ihm Johnson (adressiert an Schrades Londoner Adresse!), er kenne keine Institution, an der Schrade lehren und forschen könne, wolle aber sein Anliegen im Auge behalten.

Aus der Korrespondenz mit Getrud Bing vom ‚Warburg Institute‘ läßt sich rückschließen, daß Schrade nach seiner Rückkehr nach Bonn Kontakt zu zwei amerikanischen Persönlichkeiten aufgenommen hat, die sich bereits für deutsche Wissenschaftler in den USA eingesetzt hatten. Der eine war Prof. John Whyte (1887-1952), ein Germanist, der von 1935-1937 ‚Assistant Secretary‘ des *Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars* war, der andere Father Joseph D. Ostermann (1894-1981), ein katholischer Priester, der von 1937 an Direktor des von den amerikanischen Bischöfen auf Bitten der deutschen Bischofskonferenz eingerichteten *Committee for German Catholic Refugees* in New York war. Am 15. August

schreibt Schrade an John Whyte nach New York, skizziert kurz seine Situation (er sei als Dozent der Universität Bonn entlassen worden, „weil meine Frau, zwar – wie ich – katholisch, aus einer jüdischen Familie stammt“) und verweist auf den Rat von Fachkollegen („... daß die besten und vielleicht einzigen Aussichten für mein Fach in den Vereinigten Staaten geboten seien“). Weiter schreibt er, daß es ihm zwar zunächst um eine „persönliche Angelegenheit“ ginge, gleichzeitig sehe er aber in seiner Anfrage einen „sachlichen Sinn“, der seines Erachtens „in der Musikwissenschaft selbst“ liege. Dann erläutert er die Sachlage: „Es kann kein Zweifel sein, daß in ihrer geschichtlichen Entwicklung die deutsche Musikwissenschaft die Führung angegeben hat, daß sie auch eine ganz eigene Art vertrat, mit der es ihr gelungen ist, der Musikwissenschaft an den Universitäten den Rang einer Geisteswissenschaft zu sichern“. Einschließlich des in Deutschland gepflegten ‚Collegium musicum‘ wäre „für die Musikwissenschaft selbst in den Vereinigten Staaten vielleicht Ähnliches zu erreichen, wie es nach der geisteswissenschaftlichen Richtung auf dem Gebiet der Kunstwissenschaft dort jetzt in so hohem Maße geschieht“. Kaum zwei Wochen später antwortet Whyte Schrade und bedauert zunächst, ihm nicht direkt helfen zu können. In der Regel würden sich amerikanische Universitäten an sie, das *Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars*, wenden mit der Bitte um Unterstützung, nicht umgekehrt. In seinem Falle wolle er aber die eingereichten Papiere (Lebenslauf, Veröffentlichungsliste, Zusammenstellung der Vorlesungen

usw.) an das *Catholic Episcopal Committee for German Refugees* nach New York schicken, was noch am gleichen Tag geschehen ist. Der Hinweis auf das von den amerikanischen Bischöfen gegründete Komitee veranlaßte Schrade, sich von deutschen katholischen Institutionen Empfehlungen zu erbitten, was auch ohne Verzögerung geschah: Am 12. September empfiehlt das Provinzialat der ‚Niederdeutschen Provinz S. J.‘ in Köln, also das der Jesuiten, ihn „aufs Beste. Sowohl sein wissenschaftlicher Ruf, wie seine charakterliche Festigkeit und seine katholische Glaubensüberzeugung bürgen für ihn“; und am 23. September schreibt der katholische Theologe Prof. Dr. Wilhelm Neuß (1880-1965), der Kirchengeschichte an der Universität Bonn lehrt, an Ostermann, es sei höchst bedauerlich, daß man Leo Schrade, „ein katholischer Repräsentant seiner Wissenschaft“, in Deutschland nicht hätte halten können. Neuß hatte sich öffentlich kritisch zur Rassenideologie Alfred Rosenbergs geäußert und war einer der Gewährsmänner Schrades. Eine Wende zum Positiven hin ergab sich für Schrade auch aus der Korrespondenz zwischen dem Generalsekretär der *Society for the Protection of Science and Learning* (SPSL) in London, Dr. Walter Adams (1906-1975), und Prof. Dr. Arnold O. Wolfers (1892-1968) in New Haven. Adams, der spätere Rektor der Londoner *School of Economics*, hatte mit der SPSL eine Art Zentralstelle für Wissenschaftler aufgebaut, die von den Nationalsozialisten verfolgt wurden. Unter den ‚betreuten‘ Wissenschaftlern befanden sich u.a. Max Born, Ernst Gombrich und Karl Popper.

Vom ‚Warburg Institute‘ auf Leo Schrade aufmerksam gemacht, wandte sich Adams an Wolfers, der seit den 30er Jahren Politikwissenschaft (*International Relationships*) an der Yale University lehrte. Am 6. Januar 1938 antwortete Wolfers auf ein (nicht erhaltenes) Schreiben von Adams, er sei sich bewußt, daß Leo Schrade „one of the most promising German musicologists“ sei und schlägt vor: „There is a real chance of his being appointed here if only the School of Music at Yale could have an opportunity of looking over him“. Es sei also unerlässlich, selbst nach Yale zu kommen, um sich vorzustellen. Auch wolle er versuchen, eine Stiftung zu finden, die „a lecture tour for him“ sowie die Hin- und Rückreise übernimmt. Adams antwortet am 19. Januar, dankt ihm für seine Aktivität und bestätigt noch einmal, daß es für Schrade in Großbritannien keine Stelle gebe: „... because his speciality was so limited and there is so little interest in Musicology in this country or the British dominions that we could not believe a post could be found for him“. Adams hatte zuvor schon einige englische Institutionen in der Angelegenheit angeschrieben und weitgehend Absagen erhalten. Auch Edward Dent (1876-1957) schrieb aus Cambridge, er kenne Schrade zwar nicht persönlich, habe mit ihm aber korrespondiert („mainly on the subject of Handel“). In den USA habe er mit manchem Musikologen über ihn gesprochen; „they were quite well aware of Dr Schrade’s eminence in the field of musical research and acquainted with his publications“. Dennoch sei es sehr schwer für einen „German refugee“ an einer amerikanischen Universität Fuß zu fassen.

Bereits am 1. Februar 1938 informiert Wolfers jedoch Adams, daß Schrade Ende März in die USA kommen könne um sich vorzustellen, nur müsse für die Finanzierung der Hin- und Rückfahrt noch eine Lösung gefunden werden. Am 18. Februar teilt die Sekretärin von Adams, Esther Simpson, Schrade schließlich (für Außenstehende unverständlich) mit, daß es „zu meiner Freude gelungen ist, die Frage Ihrer Reise zu regeln; allerdings war nicht mehr als III. Classe zu erreichen“. Einige Tage später bedankt sich Schrade bei dem Direktor der ‚Notgemeinschaft deutsche Wissenschaftler im Ausland‘ mit Sitz in London, Dr. Fritz Demuth (1876-1965), „für die Mühen, die Sie meiner Angelegenheit gewidmet haben“. Ende März 1938 verläßt Schrade Deutschland und reist mit der *Queen Mary* von Southampton aus nach New York. In seiner Bonner Personalakte ist immerhin vermerkt: „Sch. ist zu Gastvorlesungen im Ausland, Zahlung der Unterstützung an die Frau“. Die Weiterzahlung des Gehalts an Els Schrade ist Ludwig Schiederemair zu verdanken.

Schon einige Monate zuvor war von Prof. Wolfers (Yale University) vorgeschlagen worden, für Leo Schrade könne während seiner USA-Visite eine „lecture-tour“ organisiert werden. Diesem Vorschlag hatte sich Prof. Walz von der Harvard University angeschlossen. John A. Walz (1872-1954) war Germanist und hatte zwei Jahre zuvor ein berühmt gewordenes Buch über „German Influence in American Education and Culture“ veröffentlicht, das Schrade möglicherweise schon kannte. Noch in dem Monat, in dem er amerikanischen Boden betrat, hielt

Schrade an der Harvard University auf Englisch zwei Vorträge, die in der Universitätszeitung *The Harvard Crimson* am 20. April angezeigt wurden: „Dr. Leo Schrade, noted musicologist formerly of the University of Bonn, will give two free public lectures at Harvard, one tomorrow [21.4.] and another Friday [23.4.]. *„The Music of Handel“* will be Dr. Schrade's topic in a lecture at the Germanische Museum [dem späteren ‚Busch-Reisinger-Museum‘] tomorrow afternoon at 4:30 o'clock. Friday night he will lecture on *„England's influence upon the Musical History of Europe“* at the Harvard Music Building at 8:15 o'clock“. Die Themen der beiden Vorträge waren geschickt auf die Erwartungen eines amerikanischen Universitätspublikums hin ausgerichtet und dürften kein geringes Interesse gefunden haben. Anschließend reiste Schrade nach New Haven, um an der Yale University vorzutragen. Die Themen der Vorträge sind zwar nicht bekannt, man wird aber vermuten dürfen, daß es sich um die beiden Harvard-Vorträge gehandelt hat. Der Eindruck, den Schrade mit seinen ‚guest lectures‘ an Harvard und Yale machte, muß so überzeugend gewesen sein, daß ihm an Yale sofort eine vorläufige Anstellung als ‚Assistant Professor of Musicology‘ angeboten wurde. Die Bezahlung für das Studienjahr 1938/39 teilten sich zunächst zwei wohltätige Organisationen, die ‚Rockefeller Foundation‘ und der ‚Oberländer Trust Fund of the Carl Schurz Foundation‘; von 1939 an war die Professur im Etat des ‚Dept. of Music‘ vorgesehen („Paid by Yale“). Nachdem ich den äußerst schwierigen Weg beschrieben habe, den Leo

Schrade bis 1938 hatte gehen müssen, möchte ich noch kurz auf seine Vorstellung von der Musikwissenschaft als Geisteswissenschaft eingehen. In seinem ‚Bewerbungsschreiben‘ an den amerikanischen Germanisten John Whyte bezeichnet Schrade die deutsche Musikwissenschaft der 1930er Jahre als führende. Sie vertrete „eine ganz eigene Art..., mit der es ihr gelungen ist, der Musikwissenschaft an den Universitäten den Rang einer Geisteswissenschaft zu sichern“. Was hat er damit gemeint? Mit der „ganz eigene(n) Art“ bezieht er sich m. E. auf die vom George-Kreis entwickelte ‚Geisteswissenschaft‘, die er während seiner Heidelberger Semester kennengelernt hatte. Insbesondere scheint mir der Einfluß des genialen, die Studentenschaft mitreißenden Friedrich Gundolf auf den jungen Schrade nicht gering gewesen zu sein. In Gundolf verkörperte sich, um mit George zu sprechen, eine „geistige Haltung“, die sich mit den Begriffen ‚Arbeitsethos‘, ‚Intensität des Forschens‘ und ‚umfassende Recherche‘ nur unzulänglich beschreiben läßt. Der Nationalökonom Edgar Salin, der in den späten 1920er Jahren zum Heidelberger George-Kreis gehörte, hat den hohen Anspruch, den George und mit ihm Gundolf an die schöpferischen Geister seiner Zeit stellte, einmal treffend in die Worte gekleidet: „Die Haltung des Gelehrten sei nicht kritisch zersetzend [rein analysierend], sondern sie hebe das Wertvolle; der Stoff sei nicht beliebig, sondern es sei das Große, das Bedeutende zu suchen, und man müsse sich um die Schönheit der Darstellung bemühen“. Der Gelehrte habe also „das Große, das Bedeutende“ zum Gegenstand

seiner Forschungen zu machen (George nennt die überragende Persönlichkeiten der Geschichte ‚Gestalt‘). Die Biographie einer solchen ‚Gestalt‘ sollte, auch ohne wissenschaftlichen Anmerkungsapparat, dem hohen Bildungsanspruch der Georgianer genügen. Als ‚Essay‘ hat sich eine Form der wissenschaftlichen Biographie entwickelt, der (in Anlehnung an Gundolfs berühmtes Buch über ‚Goethe‘) auch Schrades Harvard-Vorlesungen ‚Tragedy in the Art of Music‘ und sein ‚Mozart‘-Buch verpflichtet sind. Zum Verständnis einer solchen ‚Gestalt‘ war es unabdingbar, auch deren ‚Nachleben‘ in der Geschichte zu erforschen. Gundolf faßte mit seinem wohl wichtigsten Buch, ‚Caesar. Geschichte seines Ruhms‘ (1924), das Nachleben einer historischen Person „als etwas auf, das dieser Person wesentlich zugehört“. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, daß Leo Schrade sich nicht nur mit dem ‚Nachleben der Antike‘, sondern auch mit der Ruhmesgeschichte bedeutender Komponisten eingehend beschäftigt hat.

Nun könnten die Hinweise auf George und seinen Kreis als reine Spekulation abgetan werden, wenn sich nicht ein Vortrag mit dem Titel „Schönberg und die Musik im Stefan-George-Kreis“ erhalten hätte, den Schrade am 10. Juli 1956, noch vor seiner Berufung nach Basel, im Südwestfunk in Baden-Baden gehalten hat. In dem erst 1979 publizierten Vortrag geht es nur vordergründig um Schönbergs George-Kompositionen (Streichquartett op. 10 und 15 Lieder aus dem ‚Buch der hängenden Gärten‘ op. 15). Bevor Schrade auf die vermeintliche Einheit von ‚Schönbergs Ton‘ und ‚Georges

Wort' eingeht (die er durch die Musikauffassung des George-Kreises für nicht gegeben annimmt), umschreibt er aus intimer Kenntnis der Sache die ‚Kulturauffassung‘ des George-Kreises wie folgt: „Die völlige Harmonie des Geistigen, Seelischen und Körperlichen, die Grundlage aller Einheit und Größe des kulturellen Lebens, die der Mensch der Antike wie eine göttliche Gabe besaß und im Kunstwerk verewigte und die die Menschen romanischer Länder...wie ein Geschenk der Geburt und Tradition besaßen, wäre den Deutschen von Natur aus nicht gegeben; nur den Größten unter ihnen, wie Goethe, wäre sie vergönnt gewesen, aber auch nur unter den schwersten Opfern und im Zeichen eines persönlich tragischen Geschehens“. Das klingt, als ob Schrade die oben angedeutete ‚geistige Haltung‘ des George-Kreises in ihren wesentlichen Momenten als seine eigene empfunden hätte. Demgegenüber sei, so Schrade, die Musikauffassung des George-Kreises ihrer destruktiven Haltung wegen völlig abzulehnen. Schon in seinem frühen Beitrag ‚Eine Einführung in die Musikgeschichtsschreibung älterer Zeit‘ (1930) hatte er sich gegen die Auffassung Georges gewandt, die neuere Musik (spätestens seit Wagner) könne ihrer zunehmenden Bindungslosigkeit gegenüber der Sprache nicht mehr als ‚Kulturträger‘ angesehen werden. Dieses Verständnis von Musik und ihrer Geschichte sei am Radikalsten in dem 1923 erschienenen Buch ‚Das Schicksal der Musik von der Antike zur Gegenwart‘ von Carl Petersen und Erich Wolff beschrieben worden. Dessen Grundthese sei, so Schrade

schon damals, „tiefster Ausdruck negativer Geschichtserfassung der Musik“. Diese negative Auffassung von Musikgeschichte habe aber als Reaktion eine „musikhistorische Gesinnung“ hervorgerufen, die zu der „positiven Erkenntnis“ führte zu erkennen, „wann und wo die Musik wahren inneren Wert in der gesamten Geisteskultur des Menschen hatte“. In diesem Sinne lehrte Schrade an der Yale University „Musikwissenschaft als Geistesgeschichte“.

Im August 1944, am voraussehbaren Ende des II. Weltkriegs, hat Schrade die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen. Seit etwa 1950 reiste er mit seiner Frau Els fast jedes Jahr nach Europa, hielt Vorträge im Südwestfunk Baden-Baden und bei den ‚Ferienkursen für Neue Musik‘ in Darmstadt. So sehr er aber mit der deutschen Kultur verwachsen war, so sehr scheute er sich, trotz Anfragen an eine deutsche Universität zurückzukehren. Zuletzt erhielt er 1956 von der Universität Heidelberg einen Ruf auf den dortigen Lehrstuhl für Musikwissenschaft. In der ausführlichen Begründung durch den Dekan Hans-Georg Gadamer heißt es: „Man muß, soweit dies noch möglich, im Ausland lebende deutsche Gelehrte, denen das Wirken auf internationaler Ebene selbstverständlich ist, zurückgewinnen“. Doch diesen Ruf lehnte Schrade ab. In einem Schreiben an den mit ihm befreundeten Heidelberger Philosophen Karl Löwith begründet er seine Entscheidung mit dem Hinweis, daß „Yale University [ihn] vom ersten Jahr in U.S.A. (1938) immer entschieden unterstützt hat, obwohl es dort noch keine Musikwissenschaft gab“.

Seine Ablehnung habe auch damit zu tun, daß Yale unmittelbar nach Kenntnisnahme des Rufes „mir sofort die [in der Dotierung] höchste Professur angeboten [hat], die es sonst nirgendwo in meinem Fach gibt“. Zwei Jahre später erhielt er den Ruf auf den durch den Tod von Jacques Handschin (1886-1955) freigewordenen Lehrstuhl an der Universität Basel, den er schließlich annahm. Der Standort in der Schweiz dürfte hierfür ausschlaggebend gewesen sein.

Leo Schrades früher Tod vor nunmehr mehr als fünfzig Jahren war, wie William Waite, sein Schüler und Nachfolger an Yale, in einem Nachruf schreibt, „to the world of scholarship profound. For those of us who were fortunate enough to be his students the sense of deprivation is perhaps even greater, for he was to all of us both mentor and friend“. Das galt für die damaligen Studenten in New Haven ebenso wie für diejenigen, die bei ihm in Basel studiert haben.

Die feineren Unterschiede

Von Hans Helmut Kirst

Unser Ostpreußen war nach dem Ersten Weltkrieg eine Art Insel. Im Norden das Meer, im Osten die Polen, im Süden auch die Polen und im Westen der sogenannte Korridor. Bezeichnenderweise: der polnische Korridor genannt.

Die meisten Menschen, die bei uns wohnten, behaupteten „preußisch“ zu sein. Andere bezeichneten sich als „mehr ostisch orientiert“. Auch damit war der Begriff „ost-preußisch“ erklärbar. Vereinzelte Philosophen besaßen sogar die Kühnheit, diese mögliche doppelte Deutung als eine höchst fruchtbare, vielversprechende Mischung zu bezeichnen.

„Nur ein Land wie dieses konnte zwei so denkbar extreme Menschen hervorbringen wie Immanuel Kant und E. T. A. Hoffmann – wohl nirgendwo in der Welt sonst sind auf engerem Raum größere Gegensätze denkbar.“ Das sagte einer meiner Lehrer, der überaus belesen war und der wohl

nicht zuletzt deshalb in dem Verdacht stand, „ein Spinner“ zu sein.

Doch es gab auch in den Dörfern meiner Kindheit einen Bauern, der nicht nur wusste, wer Kant gewesen war – er hatte sogar etliches von ihm gelesen und einiges davon auswendig gelernt. Ein anderer Bauer, in der gleichen Gegend, las nachweisbar E. T. A. Hoffmann. Beide waren erklärte Feinde; und das angeblich, weil sie mehrfach versucht haben sollen, sich gegenseitig minderwertiges Vieh zu verkaufen.

Bemerkenswerterweise behauptete zunächst keiner von ihnen „ein Ostpreuße“ zu sein. „Denn das“, versicherten sie übereinstimmend, „ist im Grunde niemand in diesem Land – weil niemand wirklich weiß, was das eigentlich ist.“ Sie legten Wert auf feinere Unterschiede – und das taten im Lande fast alle.

So gab es denn bei uns Masuren und Oberländer, Königsberger und Sam-

länder. Und weitere Zehntausend versicherten überzeugt: „Elbinger sind wir – nichts weiter sonst!“ Sie sagten, wenn sie es richtig aussprachen: Albinger. Diese „Albinger“ brauten immerhin ein ganz vorzügliches Bier; es wurde sogar mit dem englischen Bier verglichen, was durchaus ehrenwert gemeint war. Außerdem besaß Elbing einen Hafen sowie beachtliche Schiffswerften – und für einen Sohn dieser strebsamen Stadt wurde auch Lovis Corinth, übereinstimmend in mehreren Nachschlagwerken, gehalten. Der war Maler, zwar einer von beachtlichen Graden, doch galt er in seiner angeblichen Heimatstadt nicht viel. Wie denn auch Elbing in Ostpreußen nicht sonderlich viel galt – gleichfalls sehr zu Unrecht. „Irgend so eine Stadt ganz am Rande“, hieß es gelegentlich. „Ähnlich wie Danzig oder Zoppot – jedenfalls nicht unbedingt typisch für Ostpreußen.“

Betrachtungsweisen in verschwenderischer Fülle ergeben sich daraus. Die einen hielten die ruhige, gelassene Schönheit des Memelgebietes für besonders bemerkenswert, viele verschworen sich allein auf Masuren, andere wieder ließen sich von den flirrenden Farben der Wanderdünen auf der Kurischen Nehrung beeindrucken, und nicht wenige schwärmten, gleichfalls berechtigt, von der Rominter Heide, dem „schönsten Rotwildgebiet Europas“. So bieten sich immer

wieder vielschichtige Ausdeutungsmöglichkeiten nahezu verschwenderisch an – nicht alle von ihnen lassen sich zugleich gebührend würdigen.

Es war ein Land auf engem Raum – wie es schien. Nur wenige hunderttausend Menschen lebten darin, wie allgemein geglaubt wurde. Es sind jedoch, erstaunlicherweise, weit über zwei Millionen gewesen. Jedoch: mit ebenso vielen Gesichtern! Doch welches davon war richtig, halbwegs wahr, zumindest einigermaßen typisch?

„Dies ist kein Land“, versicherten einige, die sich als Sachverständige fühlten, „in dem bestimmte Stämme dominieren – eher schon bestimmende Stammtische. Diese aber setzen sich zumeist aus selbstbewussten Familiengruppen zusammen. Und die werden beherrscht von dickköpfigen Leithirschen, die sich auf den Gehorsam ihres Rudels voll verlassen können.“

„Dies ist ein Land“, behaupteten andere, „das im Grund über keine ausreichende Tradition verfügt – dafür ist seine Geschichte zu gering und wohl auch zu unbedeutend.“

Das ist ein Kompliment – und zudem eins, das sogar einigermaßen stimmt. Die fünf- oder sechshundert Jahre, in denen dieses Ostpreußen existierte, vermochten nur einige wenige historische Helden- und Heiligenscheine zu produzieren.

Aber spricht das gegen dieses Land?

Aus: Deutschland, deine Ostpreußen

Johanni – Zeit der hellen Nächte

Wintersonnenwende – Sommersonnenwende: beides tiefe Einschnitte im Ablauf des Jahres. Dort die dunkelste Zeit, in der sich das Menschenherz ganz auf sich selber zurückzieht, ganz nach innen. Hier aber die hellste Zeit, ein Höhepunkt des Blühens und Reifens. Wie von einem Rausch erfasst, drängt der Mensch hinaus in die Weite, in die Felder und Fluren. Was bedeutet eine Stube, ein Wohnhaus in diesen Tagen? Räume können den Menschen nicht halten, er will sich mit einordnen in das große Geschehen dort draußen.

Seit Jahrhunderten ist die Sommersonnenwende mit dem Geburtstage Johannes des Täufers verbunden. Johanni! Aber es ist doch ein echtes Naturfest über den biblisch-historischen Namen hinaus. Etwas Geheimnisvolles webt und wittert durch Feld und Flur und durch die ganze bräutliche Natur dieser gesegneten Zeit.

In Ostpreußen hatten wir es im Winter sehr dunkel und im Sommer sehr hell. Diese starken Gegensätze unterstrichen die Bedeutung der Sonnenwende. Und Johanni – das war hell! Die hellen nordischen Nächte flammten am Himmel unserer Heimat, die Sonne wollte wohl gar nicht mehr untergehen, und wenn sie selbst auch für kurze Zeit verschwand, ihr Leuchten blieb und lagerte sich in einer feinen Dämmerung über das Land, über Ströme und Haffs, über die Spiegelweite des Meeres. Ja, auf dem Wasserspiegel schien sich der Glanz der Sonne bis zum Wiederbeginn des neuen Tages erhalten zu wollen. Ein

mattes Strahlen lag wie eine zarte Erinnerung an die Schönheit des Junitages nachtüber auf der Fläche der ostpreußischen Wasser und ließ die Mummelblätter und Seerosen, die Kalla und das Schilf wie hauchfeine Konturen auch noch um Mitternacht erscheinen.

Johanninacht! Hell und warm, voller Duft, voller einschmeichelnder Lust und Behaglichkeit, wie es nur das sichere Ruhen im Schoße der Heimat erzeugen kann, so stehen die vielen Johanninächte, die wir dort oben an Haff und See erleben durften, in unserer Erinnerung. Aus den Gärten duftete es voll und betäubend. Der kurze Frühling Ostpreußens drängte alles Blühen auf einen kurzen Zeitraum zusammen. Darum wirkte er so überwältigend, so rauschhaft und so unvergesslich.

Die Bauerngärten blühen. An den Zäunen duftet der Jasmin, und in der hellen Johanninacht sieht es aus, als wären tausend Schmetterlinge plötzlich auf ihrem Fluge erstarrt. Auch der Schneeball blüht und zeigt seine weißen Köpfe wie leuchtende Signale in der Nacht. Die Rosen beginnen sich zu öffnen, der Rotdorn blüht und die Heckenrose verschönt einsame Wege und Raine. Der Holunder und der Faulbaum streuen ihren zarten Duft in die Nacht. Die Nachtigallen schlagen unermüdlich in den Büschen. Die Leute behaupten, es wären „nur“ Sprosser gewesen, aber für uns waren es eben Nachtigallen, und schöner konnten sie gar nicht singen. Auch die Frösche in den Teichen hatten es

uns angetan. Auf dem Dach durchträumte der Storch die kurze Dämmerung. Er gehört zum Bilde der Johanninacht. Auch die weidenden Kühe auf den Wiesen, in den Rossgärten, und die Pferde gehörten dazu.

Und dann noch eine Erinnerung für die Feinschmecker. Um diese Zeit gab es die ersten richtigen Sommeraale, geräucherte Flundern, gezuckerte Erdbeeren, Glums mit Schmand, dicke Milch.

Aber die Johanninacht ist nicht eine Nacht wie andere. Freilich, die alten Sitten und Gebräuche, wie sie in früheren Jahrhunderten vielleicht ausgeprägter in Erscheinung getreten sind, die waren zu unserer Zeit schon langsam am Absterben. Da Ostpreußen von allen deutschen Stämmen besiedelt worden ist, so hatten wir auch kultische Erinnerungen aus allen deutschen Landschaften bei uns.

Vor allem das Sonnwendfeuer. Die Jugend hatte ein Teerfass in Brand gesteckt und brachte damit das Dorf in Wallung. Sogar die Alten kamen langsam herausgepilgert, auf den Acker, oder an den Strom und sahen dem lustigen Treiben der Jugend zu. Kinder schleppten Holz herbei, denn das Feuer sollte recht lange und haushoch lodern. Der Rauch hatte heilende Kräfte für Mensch, Tier und Acker. Die Jungen sprangen herüber und hinüber, holten sich Beifall. Liebespärchen versuchten es gemeinsam. Wenn so ein Sprung über die Flamme gelang, warum sollte er denn nicht ins volle Menschenleben hinein und gemeinsam gelingen? Es wurde auch getanzt, gesungen, es wurden Reigen aufgeführt und Feuersprüche gesprochen. Ehe man sich versah, war ein

kleines dörfliches Fest daraus geworden.

In den Städten machten die Gastwirte ihr Johannisfeuer und verbanden dabei das Angenehme mit dem Geschäftlichen. Ausflüge waren sehr beliebt. Im nördlichen Ostpreußen fuhr man zu Johanni beispielsweise gern auf die Kurische Nehrung, nach Nidden und Schwarzort. Blühendes Farnkraut suchen gehen – das war eine schwere Aufgabe für junge Mädchen. Wer es fand, der fand auch bald einen Geliebten und hatte Glück für ein ganzes Leben. Und wer wollte das nicht? Aber – blüht Farnkraut überhaupt? Das Johanniskraut und der Beifuß sind magische Kräuter, die man gleichfalls in der Johanninacht suchen sollte.

Und dann das Heu! Wie duftete es um die Johanninacht und wie bestimmte es mit seinem Geruch jene Tage! In den Niederungen des Memelstromes, am Haff, im Pregeltal, am Frischen Haff und überall sonst da, wo das Land tief lag. Um Johanni zogen die Bauern von der Höhe in die Wiesen hinein, um das Heu zu ernten. Knechte und Mägde, Bauernsöhne und Bauerntöchter feierten die Johanninacht bei Gesang und Tanz. Eine Schifferorgel ertönte, und die Wagenlaternen waren die Lampions, bis ein früher Morgen wieder zur Arbeit rief, die aber in diesen gesegneten Tagen mehr Lust als Anstrengung bedeutete. Bei der Nachhausefahrt, wenn der hochbeladene Heuwagen durch die stillen Dörfer schwankte und der Junimond schien, konnte man dann schlafen, wenn die Nacht nicht zu lau war und man lieber offenen Auges in die heimatliche Landschaft hineinträumen wollte.

Die Heuhaufen waren überall ein beliebtes Wanderziel in der Johanninacht. Dort auf dem Rücken zu liegen und den Sternenhimmel der Mitsommernacht zu beobachten, das war etwas Feierliches.

Dass Liebespärdchen in den Dörfern und den kleinen Städten sich gern die Heuhaufen zu einem Schäferstündchen aussuchten, ist wohl nicht allein eine Sitte der Johanninacht. Aber gerade in dieser Nacht wurden sie oft unliebsam von herumstreunenden Halbwüchsigen gestört, die sich einen Spaß daraus machten, sie „aufzulauern und aufzuschichern“. Ein paar derbe Späße muss man in einem bäuerlichen Lande eben gut vertragen,

auch in den zartbesaiteten Stunden der Verliebtheit.

Die Bauern richteten sich bei verschiedenen Landarbeiten sehr nach Johanni. Dieses muss vor Johanni fertig sein, und jenes durfte erst nach Johanni in Angriff genommen werden. Das war in manchen Gegenden ungeschriebenes bäuerliches Gesetz.

So schwand die Johanninacht. Für die Jungen mit Gesang und Tanz, für die Alten mit Nachdenklichkeit. Aber für alle nur kurz, wie ein tiefes Atemholen der Natur, die sich vom Rausch des Blühens und Verschwendens nun allmählich der Reife zuwandte.

Ostpreußenblatt vom 20. Juni 1950

Blau war der Wald am Horizont

Blau war der Wald am Horizont
und gelb am Weg der Sand –
es wandern die Gedanken weit
zurück ins Heimatland.

Da liegt mein kleines Heimatdorf
in mittäglicher Rast –
Kornmuhme durch die Felder geht
im Sonnenglast.

Die Bäume stehn so schwarz und stumm
im Kranz der Nacht
in ihren Kronen rauscht der Wind
ein Käuzchen lacht.

Eva M. Sirowatka

Männer im Moor

Von Ottfried Graf Finckenstein

Das Moor schweigt.

Wenn ab und an der ziehende Schrei der Weihen darüber hingellt, wird die Sonnenstille danach umso deutlicher spürbar. Was auch im Laufe der Jahrtausende, in denen die Wälder zu Torf vermoderten, hier geschehen sein mag – das Moor hat die Kunde davon erstickt.

Die Rekittkes, Vater und Sohn, arbeiteten zusammen im Moor. Der Vater war ein jähzorniger Mann, einer von denen, die den Glauben als Schutz gegen sich selbst brauchen. Er hatte dem Sohn von klein auf die Gottesfurcht und den Gehorsam gegen die Eltern beigebracht, mit dem Riemen – am Sonnabend, wenn er auf dem Umweg über den Krug nach Hause kam – vor der Abendandacht, bei der er selbst eine von ihm gewählte Stelle aus der Bibel vorlas.

Solange die Frau gelebt hatte, war alles gut gegangen; als sie aber plötzlich an einer kleinen Wunde weggestorben war, wurde der Zorn des Alten hemmungslös, als fehle seinem Blut der Ausgleich.

Als der Sohn vom Militär zurückkam, heiratete er, weil doch eine Frau im Hause sein sollte. Der Vater hatte das Mädchen ausgesucht, und Paul war zufrieden gewesen. Das Ehepaar war in die kalte Kammer gezogen, denn vom Vater konnte man nicht erwarten, dass er die Stube mit dem warmen Herd räumte.

Bald danach wurde der Vater bequem. Er war jetzt in den Fünfzigern, und wenn er auch immer noch ein großer und schöner Mann war, der

sich gerade hielt und mit einem Blick in die Welt sah, als möchte er sich das Fett daraus herausschneiden, so klagte er doch bisweilen über Reißen und andere Leiden, die nun einmal zur Landarbeit gehörten. So gewöhnte er sich daran, morgens länger liegen zu bleiben und den Sohn allein voraus ins Moor gehen zu lassen. Mit der Schwiegertochter kam er gut aus. Er wusste noch immer, was die Frauen gern mögen...

Paul konnte es nicht leiden, wenn der Vater von dem jungen Ehepaar in der Art sprach, mit der alte Leute bisweilen in das Eigene der Jungen greifen: „Na wird's denn nun bald mit der Martha?“ fragte er und zwinkerte dabei mit den Augen.

Oder er sagte: „Die jungen Männer von heute haben alle keinen Saft...meine Alte wäre nicht so leicht zufrieden gewesen...“

Eines Tages meinte er sogar zu Paul: „Mit dem Reißen wird es jetzt ganz verrückt. Heute früh war ich so steif, dass die Martha mir das Hemd über den Kopf ziehen musste.“ Er sah dabei richtig wie ein Teufel aus, mit seinen buschigen Augenbrauen, die wie Hörner vom Kopf abstanden.

Paul sagte gar nichts, aber er stieß das breite Schachtschwert an der langen Stange mit solcher Gewalt in den Torf, dass die Stange abbrach.

Das war in der Zeit der Junidürre, in der das Moor so heiß wird, dass die weißen Wattebüsche auf den Moorblumen von der Hitze zu zittern scheinen. Das schwarze Wasser in den toten Löchern lässt dann einen Dunst

aufsteigen, der ins Gehirn geht. Manche sagen, man wird verrückt davon und man soll um diese Zeit nicht im Moor arbeiten. Jedenfalls können einem Mann, der allein ist, Gedanken kommen, die er vorher nie gehabt hat...

An einem der nächsten Tage kam der Vater erst um halb zehn. Paul hatte schon drei Stunden lang gestochen. Er musste immer die schwere Arbeit mit dem Schachtschwert machen, während der Vater nur den abgestochenen Torf abräumte.

Plötzlich stieß Paul auf etwas Hartes. Erst dachte er, es sei ein gewöhnlicher Ast. Aber es war ein Knochen. Und dann fanden sie ein ganzes Gerippe. Es war ein ungewöhnlich großes Knochengestüst, das dort im Moorgrab schlummerte.

„Das war einer von meinem Kaliber“, prahlte der Vater. Paul nickte. Er legte gerade den Schädel frei.

„Nanu“, sagte der Vater, „der hat ja ein Loch im Schädel. Dem hat einer eins über den Deetz gegeben.“ Und nach einer Weile sinnend: „... Ich könnte mir das denken, bei einem großen Kerl, wie ihn die Frauen gern haben...“

Paul schwieg wieder und startete auf das Gerippe. Er hatte noch das Schachtschwert in der Hand. Die Hitze brütete auf seinem Schädel. Der Vater stand unter ihm im Graben.

„...Na, bei dir kann so etwas nicht vorkommen“, höhnte der Vater, „dich ...“ Er kam nicht weiter.

Am Abend kam Paul allein nach Hause.

„Wo ist Vater?“ fragte Martha.

„Bei mir war er nicht“, antwortete Paul.

„Nanu?“ erstaunte sich die junge Frau, „er hat mir ja gar nichts gesagt.“

„Was sollte er dir auch sagen?“

Dann aßen sie Abendbrot, zum ersten Mal allein, seit sie verheiratet waren. Später, als es schummrig wurde, sagte die Frau:

„Du, Paul, ich hab' so Angst!“ Der schüttelte nur den Kopf.

„Paul, sag doch was! Wo ist Vater?“

„Weiß ich?“

Die junge Frau fragte nicht weiter. Aber als Paul sich schlafen legte, blieb sie noch auf. „Ich will auf Vater warten. Vielleicht kommt er noch und will was essen.“

Später schlief sie allein im Bett des Schwiegervaters.

Am nächsten Tag kam der Gutsbesitzer in das Moor geritten. Ein Herr ist ja immer neugierig und kommt immer zur unrechten Zeit.

„Sind Sie allein, Rekitke?“ „Ja.“

„Wo ist Ihr Vater?“

„In der Stadt...beim Zahnarzt...er hatte solch Reißen...“

„Na, dann sehen Sie mal zu, dass er bald wiederkommt. Allein schaffen Sie ja nichts.“

„Ich schaff es schon.“

„Zeigen Sie doch einmal, wieviel Torf Sie im Schuppen haben.“

Paul zögerte. Dann fingerte er an seinen Taschen herum. „Ich hab' den Schlüssel nicht. Den muss der Vater mithaben...“

„Immer diese Eigenmächtigkeiten!“ schimpfte der Gutsherr. Da aber die Bremsen sein Pferd quälten, ritt er nach einer Weile weiter. Paul ging zum Schuppen und schloss ihn auf.

Die Martha konnte nicht begreifen, was mit dem Paul los war. Nach dem Vater fragen mochte sie nicht mehr. Sie hatte überhaupt Angst vor ihrem Mann, der sich sehr verändert hatte. Er sprach fast nichts, aß aber umso

mehr. Er verlangte auch die gleiche Zahl Brote zum Gang ins Moor, obgleich er doch jetzt allein war.

„Wenn ich für zwei arbeite, muss ich auch für zwei essen.“

Wie kann einer, der so etwas auf dem Gewissen hat, soviel essen! dachte die Martha. Der Paul wurde ihr immer unheimlicher. Am liebsten wäre sie nach Hause gelaufen, aber vielleicht hatte auch sie etwas auf dem Gewissen, was sie davon abhielt. So blieb sie, schlief aber weiter in des Schwiegervaters Bett.

Am Montag war der Paul zum ersten Male allein nach Hause gekommen. Am Freitag – die Woche war so lang gewesen wie sonst ein Jahr – sagte er zu Martha:

„Warum schläfst du in der Stube? Kannst auch bei mir schlafen.“

Sie zitterte vor Angst, wusste aber nichts zu sagen.

Da sah er sie an, so ruhig und freundlich:

„Komm man“, sagte er, „ich bin ja doch dein Mann.“

Sie ließ es geschehen.

Am nächsten Tag kam der Vater nach Hause. Er trug einen Verband am Kopf.

„Hast du etwas zu essen? Aber was Warmes, ich kann das Brot nicht mehr verkraften.“

Sie brachte ihm ihr eigenes Essen.

„Willst du auch ein paar Eier haben?“

„Die könnten nichts verderben.“

Als er satt war, konnte Martha sich nicht länger zurückhalten:

„Wo warst du die ganze Woche?“

„In der Stadt.“

„In der Stadt...im alten Arbeitszeug?“

„Ja. Ich habe Treckerfahren gelernt. Aber die Dinger haben's in sich. Einer hat mir eins an den Kopf gegeben.“

Er zeigte auf seinen Verband und lachte listig.

Indem kam auch Paul, früher als sonst. Vater und Sohn schüttelten sich die Hand. Wie groß der Paul ist, dachte Martha, früher kam er mir immer kleiner vor als der Vater...

Am Abend – denn es war Sonnabend – las der Vater aus der Bibel vor. Er wählte den Text der Bergpredigt. Als er bis an die Stelle gekommen war:

„Ich aber sage euch, wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen mit ihr in seinem Herzen...“, klappte er das alte Buch zu.

Am Montag gingen Paul und der Vater gemeinsam bei Sonnenaufgang zur Arbeit. Als sie auf das Moor hinaustraten, das schweigend im Schutz des Hochwaldes eingebettet lag, sagte der Vater:

„Ist doch gut, dass wir hier allein sind, und dass ich solch harten Schädel hab...“ Dabei sah er den Sohn an, als ob er ordentlich stolz auf ihn sei.

Er zog fortan in die Kammer und ließ den jungen Leuten die warme Stube.

So war es mit dem Zirkus

Von Siegfried Lenz

Wie der Zirkus mit vollem Namen hieß, daran kann ich mich nicht mehr genau erinnern, aber er muss so ähnlich geheißen haben wie „Anita Schiebukats Wanderbühne“. War natürlich ein Ereignis ersten Ranges, dieser Zirkus, was man schon daraus entnehmen kann, dass es schulfrei gab für die Suleyker Jugend, dass die Arbeit auf den Feldern ruhte und in keinem Häuschen von etwas anderem gesprochen wurde als von ihm, dem Zirkus. Dabei war er gar nicht mal so groß; zumindest fand er Platz auf der Feuerwehrtwiese, baute sich da ein Zeltchen und stellte seine Wagen hübsch in der Nähe auf.

Alles ging schnell und lautlos, und ehe sich die Suleyker Gesellschaft versah, war sie schon von Anita Schiebukats Wanderbühne gebeten, die erste Vorstellung zu besuchen. Eine Kapelle spielte werbende Weisen, ein alter Elefant wurde herumgeführt, vielsagende Geräusche lagen in der Luft – das Zeltchen füllte sich alsbald. Man brachte sich Eingemachtes mit, Salzgurken, Pellkartoffeln, geräucherte Fische, man begrüßte einander, promenierte ein Weilchen auf der Wiese und betrat dann, in plaudernden Gruppen, den Ort der Veranstaltung.

So. Und dann begrüßte Anita Schiebukat, ein kräftiges, wohlgenährtes Weibchen, die Gesellschaft höchstpersönlich, fand annehmbare Schmeicheleien, diese Person, ließ sich beklatschen und verschwand. Aber bevor sie verschwand, rief sie noch: „Es ist“, rief sie, „eröffnet“, und in selbigem Augenblick ging es los.

Da erschien also zunächst ein finsterrer, halbnackter Mensch in der Arena, blieb stehen, glubschte düster nach allen Seiten, reckte sich und öffnete ein Kästchen. Was in dem Kästchen drin war? Was wird schon drin gewesen sein – Messer; lang, scharf und, wie man zugeben wird, gefährlich.

Aber was tat dieser halbnackte, drohende Sonderling; er nahm sich die Messer, eins, zwei, drei, fünf Messer, rief mit einer schrillen Stimme die Anita Schiebukat, und wahrhaftig, das wohlgenährte Weibchen stellte sich mit dem Rücken gegen eine Bretterwand. Aber nun passierte es: dieser Mensch schmiss seine Messer nach Anita Schiebukat, alle fünf sausten ins Holz, aber getroffen, gottlob, hat keines. Die Suleyker Gesellschaft stöhnte vor Entsetzen, verbarg das Gesicht hinter den Händen, wimmerte, und gelegentlich waren auch kleine Angstrufe zu hören.

Damit nicht genug. Dieser halbnackte, schwitzende Mensch zog die Messer aus dem Holz heraus, trat ein paar Schritts zurück und begann, die scharfen Dinger wieder nach dem Weibchen zu schleudern, so unziert wie möglich.

Na, da erwachte endlich bei einigen Suleyker Herren der Sinn für das, was erlaubt ist. Und am vollkommensten erwachte er bei dem riesigen Flussfischer Valentin Zopek. Der stand einfach auf von seinem Bänkchen, trat in die Arena, ging seelenruhig zu dem Menschen mit den Messern und sagte „Dies Frauchen“, sagte er, „hat so freundliche Worte gefunden zur

Begrüßung. Warum schmeißt du sie, hol's der Teufel, mit Messern? Noch ein Messer, sag' ich, und du bekommst es mit mir zu tun. Bei uns wird nicht mit Messern auf Menschen geworfen. Hab' ich richtig gesprochen?"

„Richtig“, murmelte die Suleyker Gesellschaft.

Anita Schiebukat kam schweratmig herbei, erkundigte sich rasch, erfasste die Lage zur Genüge und gebot dem halbnackten Menschen, nach hinten zu gehen – was er auch, begleitet vom Murren der Gesellschaft, tat. Er hätte nicht so mir nichts, dir nichts verschwinden können, wenn Anita Schiebukat nicht bereits wieder ein sorgloses Lächeln verströmt hätte, womit sie jedermann beruhigte. Mit demselben Lächeln kündigte sich sodann ein verschmitztes buckliges Herrchen an, das, in Frack und Zylinder, in die Arena hüpfte, Kuschhände in die Gesellschaft warf und auf Beifall wartete, bevor es überhaupt etwas gezeigt hatte. Plötzlich aber, ehe ihm jemand folgen konnte, griff dieser Bucklige schnell in die Suleyker Luft, und was er in der Hand hielt: es war ein mild duftender Fliederstrauß. Übermäßige Laute des Staunens erklangen im Zeltchen, man warf ihm in spontaner Begeisterung Salzgurken zu, die er geschickt auffing, auch Heringe flogen ihm zu, ganz zu schweigen von Herzen. Er sammelte alles ruhig ein.

Dann stellte er einen Tisch hin, auf den Tisch ein Kistchen, und zum Schluss verfügte er sich selbst in dies Kistchen hinein und schloss es von innen. Was bleibt mir zu sagen: dies Kistchen fiel auf einmal auseinander, und was

fehlte, es war das verschmitzte, bucklige Herrchen. Schon wollten die Briefträger Zappka und der jüngere Urmoheit, von Sorge erfüllt, in die Arena steigen, als das zaubernde Herrchen, weiß der Kuckuck, trompeteblasend auf dem Balkon der Kapelle auftauchte, sich an einem Strick herunterließ und prasselnden Beifall entgegennahm. Ermutigt durch den ausschweifenden Beifall, trat der Zauberer überraschend an den Rand der Arena, langte meinem Onkelchen, dem Stanislaw Griegull, unter die Weste, und zum Vorschein kam – ja, wer weiß wohl, was zum Vorschein kam? Ein Hase natürlich, zappelnd und ganz lebendig. Die Suleyker, sie waren mit Sprachlosigkeit geschlagen, als solches geschah, und mein Onkelchen, Ehrenwort, erhob sich und begann, der Reihe nach seine Kleidungsstücke abzulegen. Hoffte natürlich, noch mehr Hasen zu finden, dachte sogar an ein fettes Erpelchen oder an einen Hahn, der aus der Unterhose flattern möchte. Aber nichts dergleichen geschah. So zog sich mein Onkel unter prallem Schweigen wieder an, und der Beifall wäre auch prompt gekommen, wenn Stanislaw Griegull nicht plötzlich das Wort ergriffen hätte. Er wandte sich direkt an das zaubernde Herrchen und sprach folgendermaßen: „Ich sehe“, sprach er, „dass der Hase nach hinten gereicht wird. Dieser Hase aber ist mein Eigentum. Denn, wie man gesehen hat, wohnte er an meinem Leib. Also möchte ich bitten um die sofortige Auslieferung des nämlichen Hasen.“ Jetzt, wirklich und wahrhaftig, wurde die Stille – na, sagen wir mal: beklemmend. Die Gesellschaft schwankte ei-

nen Augenblick, das zaubernde Herrchen äugte bestürzt auf den Redner. Aber es fing sich gleich, ging auf mein Onkelchen zu und sagte: „Wo“, sagte er, „gibt es Hasen, die zu leben pflegen unter der Weste eines Herrn? Es war doch, wie man gesehen hat, alles nur Zauberei, sozusagen Simsalabim.“

„Das ist“, sagte mein Onkelchen, „einerlei. Das Häschen hat gewohnt unter meiner Weste, es hat gezappelt, es war lebendig. Und so möchte ich beantragen die Auslieferung des Hasen. Er ist mein Eigentum.“ Blickte sich, mein Onkelchen, schnell um zu dem Gendarmen, und als das Gesetz namens Schneppat nickte, forderte er mit unnachgiebiger Stimme: „Aber schnell, wenn ich bitten darf.“ So erhielt Stanislaw Griegull den Hasen, setzte ihn auf seinen Schoß, und die Vorstellung ging ohne Streit weiter.

Wie es weiterging? Nun, es wurde hereingetragen eine Waschwanne, in welcher, die Griesgrämigkeit in Person, ein alter, fetter Seehund lag, welcher auf den Namen Rachull hörte, der Unersättliche. An der Waschwanne hing ein großes Plakat, auf dem stand: „Es wird gebeten, dem Seehund nicht zu zergen“ – was so viel heißt wie ärgern oder übel mitspielen. Dergleichen kam jedoch auch keinem der Gesellschaft in den Sinn; man beklatschte den Seehund lediglich, wogegen dieser nichts zu haben schien – wenigstens ließ er sich, ohne dass er die Wanne verlassen hätte, anstandslos wieder hinaustragen.

Nachdem er weg war, trat wieder das wohlgenährte Weibchen Anita Schiebukat in die Arena, streifte meinen Onkel mit einem sonderbaren Blick und verkündete: „Jetzt wird auftreten ein

Mann namens Bosniak. Er isst Eisenstangen zum Frühstück und trinkt zwölf Liter Milch am Abend. Seine Kraft ist grenzenlos. Wer mit ihm ringen möchte zwei Minuten und dabei stehenbleibt, bekommt den Eintritt zurück und drei Mark zwanzig außerdem!“

Sie trat zur Seite, und hereingewogt kam dieser Bosniak; ging so, dass die Bänke zitterten, zeigte seine Zähne, hieb sich auf seinen kleinen Kopf und tat alles, um einen Eindruck zu hinterlassen von seltener Fürchterlichkeit. Niemand wagte, gegen ihn aufzustehen. Niemand?

Doch, da hinten meldete sich ja einer, war nur so dünn, dass man ihn einfach übersah. Wer es war, der sich da meldete und ein unbegreifliches Beispiel an Tollkühnheit lieferte? Mein Oheim, der Schuster Karl Kuckuck. Wie gelähmt saßen die Suleyker da, als er an ihnen vorbeiging; sie verfolgten ihn mit wehmütigen, Abschied nehmenden Blicken, aber keiner fand sich, der ihn in seinem Entschluss beeinflusst hätte.

Also trippelte er in die Arena, schaute den Bosniak sanft und mitleidig an und sagte: „Ich erwarte“, sagte er, „den Angriff.“ Sofort stürmte dieser ungeheure Mensch mit dem kleinen Kopf auf ihn zu, breitete die Arme aus, schnaubte, schlug die Arme wieder zusammen, aber Karl Kuckuck war längst weggetaucht und befand sich im Rücken des Eisenfressers. Dieser, im Glauben, den Schuster vor seiner Brust zu haben, drückte dergestalt, dass ihm die Tränen in die Augen traten – was er drückte, es war niemand anderes als er selbst. Na, das wiederholte sich so einige Male – wie soll

man auch ein Stückchen Schuster-
garn, wie meinen Oheim, genau zu
fassen kriegen –, und am Ende war
dieser Bosniak dergestalt erschöpft,
dass er sich schnaufend auf die Erde
setzte und mit einem Eimer Wasser
zur Besinnung gebracht werden
musste. Karl Kuckuck hingegen
schlängelte sich zur Kasse, ließ sich
das Geld auszahlen und schlängelte

sich mit seinen Verwandten nach
Hause.

So ungefähr ging es, wenn ich mich
richtig erinnert habe, Anita Schiebu-
kats Wanderbühne in Suleyken. Wie
übrigens später zu erfahren war, ist
danach lange Zeit kein Zirkus mehr in
unser Dorf gekommen – wie man wis-
sen wollte, aus Furcht vor dem allzu
aufgeklärten Publikum.

König Sommer

Nun fallen leise die Blätter ab,
und die jungen Früchte schwellen.
Lächelnd steigt der Frühling ins Grab
und tritt dem Sommer die Herrschaft ab,
dem starken braunen Gesellen.

König Sommer bereist sein Land
bis an die fernsten Grenzen.
Die Ähren küssen ihm das Gewand;
er segnet sie alle mit reicher Hand,
wie stolz sie nun stehen und glänzen!

Es ist eine Pracht unterm neuen Herrn,
ein sattes Genügen, Genießen,
und jedes fühlt sich im innersten Kern
so reich und tüchtig. Der Tod ist so fern,
und des Lebens Quellen fließen.

König Sommer auf rotem Ross
hält auf der Mittagsheide.
Müdigkeit ihn überfloss;
er träumt von einem weißen Schloss
und einem König in weißem Kleide.

Gustav Falke

Toon Koornaust

Von Lovis Corinth

Als ich als fünfjähriger Knirps zum ersten Male in der Schule gewesen war, lief ich auf meine Eltern zu und fragte sie: „Wann ist denn mein Geburtstag? Der Lehrer will es wissen.“ Meine Mutter lachte und gab mir zur Antwort: „Segg, toon Koornaust!“ Ich sah sie verdutzt an und war nicht klüger als vorher.

Erst viel später reimte ich es mir zusammen, dass die Bauern und einfache Leute wichtige Ereignisse relativ miteinander bezeichnen.

So wurde denn mein Geburtstag stets mit einer Roggenernte verbunden oder umgekehrt. Heute mache ich mir aus jener Äußerung eine ganze Geschichte:

Am 21. Juli 1858 war alles gerüstet, am frühesten Morgen auf das Feld zu gehen. Da jedenfalls das schönste Sommerwetter war und alles Gute auf die Ernte, wie auf die Geburt zu weisen schien, so wurden, um die Arbeit schneller zu beendigen, alle Menschenkräfte verwandt, über die man verfügte. Deshalb war wohl meine Mutter in ihrer schweren Stunde beinahe allein, und Haus und Hof waren still wie ausgestorben. Als alle wieder abends in das Haus zurückkehrten, war wohl der neue Weltbürger bereits da. Gesund und wohlgeboren musste ich sein, denn verhältnismäßig früh, den 8. August, wurde ich in der kleinen Stadtkirche zu Tapiau getauft.

Ich erhielt den Namen Franz Heinrich Louis Corinth. Mein Vater war Bürger von Tapiau und meine Mutter eine geborene Buttcher, verwitwete Opitz.

Mein Pate war außer den Geschwistern meines Vaters der Kaufmann William Bauer, welcher an der Deime eine Dampferstation nebst einem Kolonialwarenladen innehatte.

Ich schiebe den Vorhang beiseite, und wir sehen ein kleines ostpreußisches Städtchen. Kleine Leutchen gehen geschäftig ihrem Werkeltag nach; sie glauben, dass der liebe Gott das ganze Weltall express für sie allein gemacht hat.

Als Kind war ich für die Menschen, welche mit mir oder ich mit ihnen zu tun hatte – wie Kinder sein mögen – der Sonnenschein des Hauses gewesen. Die Arbeiter und Tagelöhner, welche von meinen Eltern gehalten wurden, gingen ihrem Tagewerk mit ernsten und düsteren Mienen nach. Sie erhellten sich aber, wenn sie mich auf dem Hofe hantieren sahen, und wenn sie mir zuriefen: „Na, Luke, wat deihst du denn da?“

Oft stand ich im Gehöft an der hinteren Haustüre auf einem Absatz, welcher mit drei kümmerlichen, ungleichen und steinernen Stufen in den Hof führte. Darauf wimmelten schnatternde Enten und gackernde Hühner, ab und zu balancierte eine Katze vorsichtig über das feuchte Steinpflaster. Außerdem hatte der Hof fünf nahe aneinander liegende Lohgruben, zwei Kalkgruben und mehr nach der Mitte zu eine große Sumpfgrube. Meistens stand vor jeder Grube ein Gesell, der Leder herausfischte, mit Lederschurz und langen, bis zu den Hüften reichenden Transtiefeln. Er prüfte den

Werdegang zum fertigen und gebrauchsfähigen Leder; denn mein Vater war Gerbermeister und gehörte zu den „Reichen“, was ich von meinen Spielkameraden oft genug höhnen hörte, deshalb hielt ich es damals noch für schimpflich, reich zu sein. Zuletzt war er sogar Ratsherr geworden, und als ich diesen Titel, von der Mutter, vielleicht heimlich in aller Stunde prahlerisch ausgesprochen, gehört und ihn wiederholt hatte, erhielt ich von ihr eine solche Tracht Prügel, dass mir die Lust, diesen Titel weiter zu nennen, für immer verging. War ich entlang den Gruben gegangen, so schwenkte ich rechts von der Sumpfgarbe ab, am Kuhstall und Schafstall vorbei, und ich traf auf die allergrößte Grube, welche mit trockener Lohe bis oben herauf ganz zugeschüttet war. Hier hatte man mich hineingehoben, als sie ganz leer war und dieselbe gefüllt wurde mit je einer Schicht Lohe und einer Schicht Leder. Daran reihte sich ein baufälliger, grün bemooster Bretterzaun, mit einem großen viereckigen Holzstoß aufgeschichtet, der zum Heizen für den Winter dienen sollte.

Die zweite Hälfte des Hofes war für die Landwirtschaft reserviert; mein Vater führte nämlich neben der Gerberei, wie dies oft in den kleinen Städten der Fall ist, einen größeren Ackerbetrieb. Deshalb standen hier eingeengt Wagen bei Wagen; zur Zeit der Ernte war kaum Platz für die vielen langen Erntewagen, oder wie sie dort genannt wurden: „Austwagen“. Das Haus, welches den Hof flankierte, enthielt den Pferdestall und Kuhstall und dazu in einer Ecke einen großen Misthaufen.

Durch den vorher erwähnten Bretterzaun führte das schief in den Angeln

hängende Tor zu dem hochgelegenen Ufer des Flusses, welcher hier zum Kurischen Haff vorbeitrieb. Auf ihm verkehrten viele Reisekähne, auf denen die Kahnschiffer, mit langen Stangen längs dem Ufer entlang schiebend, mit Schimpfen und Schreien ihre Kameraden anfeuerten. Dieses Ufer war grün von spärlichem Unkraut: Löwenzahn und graues Bilsenkraut mit ekelhaft duftenden violetten Blüten wuchs dort. Das Ufer der anderen Seite erschien grüner und wir konnten leicht mit einem Stein hinüberwerfen. Auch lag an abschüssiger Stelle des Ufers ein Floß, auf dem meistens ein Gerbergeselle fleißig die Felle von der beizenden Lohe oder vom Kalk durch Hin- und Herschwenken im Wasser sauber schälte. Im Winter haute er eine Wuhne in das dicke Eis und steckte zur Warnung für offenes Wasser eine Stange mit einem Strohwisch hinein.

Oft beobachtete ich von dem früher geschilderten Treppenabsatz das „Leben der Natur“, wie es ungeschminkt von den Tieren in dem Hof gepflegt wurde. Lachen erschallte aus der Küche, die ganz nahe an dem Treppenabsatz war, wenn ich um Hilfe rief, sobald der Hahn ein Huhn trat.

Manchmal tobte ich auf dem Hof herum und fing Sperlinge. Die Salzbüchse in der Hand, versuchte ich mit aller Geschicklichkeit und aller Mühe, Salz „auf den Zagel“ der Sperlinge zu streuen.

Der Hof war meine kleine Welt. Mit den arbeitenden Gesellen unterhielt ich mich. Ich war immer an der Sumpfgarbe zu finden, wenn ein Tagelöhner von den rohen Fellen die Schwänze, Klauen und Hörner herauschnitt, als erstes Stadium für den

Werdegang zum fertigen Leder. Oft schnitt der Arbeiter Stücke rohen Fleisches heraus und warf es den gierig wartenden Katzen zu. Dabei entstanden wohl zwischen dem Steinpflaster blutige Pfützen, aus denen die Hühner dann begierig tranken. In der Nähe war hier das Gebäude, in welchem der Pferde- und Kuhstall war. Im Pferdestall stampften unruhig vier Fuchse und zwei Braune hin und her. Die Pferde kannten mich wohl und behandelten mich ohne den geringsten Respekt ebenso wie mein Lieblingsknecht, welcher alle Tiere mit Namen nannte. Ich war nicht wenig verwundert, als mein Lieblingsknecht mit meinem Vater einen bössartigen Streit hatte, und als sein gutmütiges Gesicht sich in ein böses widersetzliches Mienspiel verwandelte. Er soll betrunken gewesen sein und in diesem Zustand verstand eigentlich meine Mutter den Männern am besten den Kopf zurechtzusetzen.

Meine erste positive Erinnerung fand mich am frühen Morgen auf dem Rücken eines nervösen und beweglichen Pferdes. Mit beiden Kinderhänden hatte ich mich ohne Furcht in der gelben Mähne festgeklammert, auch hielt mich wohl einer meiner Halbbrüder desto sicherer oben fest. Dieses Tier war mit mir gleichaltrig und war ein dreijähriger Hengst. Mein Vater hatte ihn eben neu auf dem Insterburger Pferdemarkt gekauft, und jetzt sollte er sich erst in seiner neuen Umgebung eingewöhnen. Von da ab hielt mich der Stall in seinem Bann. Sechs Fuchse standen da und mit ihnen wurde ich bald intim bekannt. Alle Au-

genblicke bat ich, dass man mich aufsetzte. Den Weg vom Wagen nach dem Stall legte ich reitend zurück. Einstmals, als das Tier unter mir gescheucht wurde, setzte es mich unsanft auf die Erde. Den nächsten Morgen sah ich mich, wie mein Vater, meinen Kopf sorgsam an seine Brust gelegt, in wiegendem Schritt auf und abging. Der Gefahren waren viele, die mich bedrohten.

Eine nächste Erinnerung taucht in mir auf, wie ich zwischen den Lohgruben mit einem Stöckchen spazieren ging. Ich maß nun eifrig die Tiefe der Gruben und neigte mich solange herab, bis ich – plumps – in eine hineinfiel. Ich zappelte aus Leibeskräften in dem braunen Wasser herum und schrie: „Au Otte, Au Otte!“ Ein Spielkamerad hockte an der Hintertür und sah meinem Treiben gespannt zu. Endlich lief er doch mit der Nachricht zur Küche. Nun stürzten die Mägde und alles, was kochte und kochen half, schnell herbei und zogen mich, vielleicht noch im letzten Augenblick, heraus. Ich lag im Bett und wurde durch einen heißen Tropfen aufgeweckt, der auf meinen nackten Körper fiel. Meine Mutter erzählte dem Vater, welcher wohl vom Felde gekommen war, von dem Unglück; ich sah meinen ausgestreckten Körper entlang, einige Stücke Borke waren noch kleben geblieben. Die Eltern liebten mich, und meine Mutter deckte mich stolz ganz auf und sagte: „Seh moal de lange Beene“ und deckte mich vorsichtig darauf wieder zu, damit ich, weiterschlafend, mich von meinem Schreck erholen konnte ...

Der August

Nun hebt das Jahr die Sense hoch
und mäht die Sommertage wie ein Bauer.
Wer sät, muss mähen.
Und wer mäht, muss säen.
Nichts bleibt, mein Herz. Und alles ist von Dauer.

Stockrosen stehen hinterm Zaun
in ihren alten, brüchigseidnen Trachten.
Die Sonnenblumen, üppig, blond und braun,
mit Schleiern vorm Gesicht, schau'n aus wie Frau'n,
die eine Reise in die Hauptstadt machten.

Wann reisten sie? Bei Tage kaum.
Stets leuchteten sie golden am Stakete.
Wann reisten sie? Vielleicht im Traum?
Nachts, als der Duft vom Lindenbaum
an ihnen abschiedssüß vorüberwehte?

In Büchern liest man groß und breit,
selbst das Unendliche sei nicht unendlich.
Man dreht und wendet Raum und Zeit.
Man ist gescheiter als gescheit,
das Unverständliche bleibt unverständlich.

Ein Erntewagen schwankt durchs Feld.
Im Garten riecht's nach Minze und Kamille.
Man sieht die Hitze. Und man hört die Stille.
Wie klein ist heut' die ganze Welt!
Wie groß und grenzenlos ist die Idylle ...

Nichts bleibt, mein Herz. Bald sagt der Tag Gutnacht.
Sternschnuppen fallen dann, silbern und sacht,
ins Irgendwo, wie Tränen ohne Trauer.
Dann wünsche deinen Wunsch, doch gib gut acht!
Nichts bleibt, mein Herz. Und alles ist von Dauer.

Erich Kästner

Mein Kinderparadies

Von Käthe Kollwitz

Ich bin als fünftes Kind der Eltern geboren. Wir lebten damals auf dem Weidendamm Nr. 9 in Königsberg. Ich erinnere mich dunkel an eine Stube, in der ich tuschte, deutlich aber besinne ich mich auf Höfe und Gärten. Durch einen kleinen Vorgarten kamen wir auf einen großen Hof, der bis zum Pregel reichte. Dort hielten die flachen Ziegelkähne, und die Ziegel wurden auf dem Hof abgeladen und geschichtet, so dass Hohlräume blieben, in denen wir Kind und Mutter spielten. Links an den Hof schloss sich ein ebenfalls bis zum Pregel reichender Garten. Er hatte einen über das Wasser hinaus gebauten runden Pavillon. Einmal, weiß ich, sang meine damals noch so junge Tante Lina wunderschön, aber traurig in diesem Pavillon. Rechts an den Hof – durch niedrige Gebäude getrennt –, nur an einer Stelle offen, schloss sich ein anderer Hof. An diesen knüpften sich lebhaftere und stärkere Erinnerungen. Unten am Pregel war ein Floß zum Wäschespülen.

Da wurde einmal ein totes Mädchen angespült und mit dem Armen-Leichenwagen abgeholt, einem schauderhaften Leichenwagen und Sarg. In den niederen langgestreckten Gebäuden, die die beiden Höfe trennten, wohnte ein Gipsgießer. Da stand ich oft und sah zu, wie er formte. Ich rieche noch die feuchte Gipsluft da unten. Von dem mittleren Hof führte am Hause vorbei ein Durchgang nach der Straße, dem Weidendamm. Hin und wieder, aber selten, führten die Spiele da hinaus. Die großen Kinder rannten da manchmal raus. Der Liese Ratke

gingen immer ihre kurzen Zöpfe auf und flogen beim Rennen die glatten, dicken weißblonden Haare wie eine Fahne vom Kopf weg.

Bis zu meinem neunten Jahre wohnen wir auf dem Weidendamm. Immer haben wir Kinder mit Sehnsucht daran zurückgedacht. Es gab unendliche Spielgelegenheiten und viele Abenteuer auf den Höfen. Zum Beispiel war ein Steinkohlenvorrat am Pregel angefahren und auf dem Hof so aufgefliegen, dass er langsam anstieg und dann plötzlich abfiel nach der Seite des Vorgartens zu. Es war eine gewagte Sache, da oben heraufzugehen bis ziemlich an den Rand. Ich selber habe es nie gewagt, aber der Konrad. Ein anderer Junge, der es tat, verunglückte dabei: oben am Rand glitt eine Kohle unter ihm fort, und er fiel auf den Staketenzaun runter.

Dann gab es die Grube mit dem ungelöschten Kalk, ein einzelnes Brett lag darüber. Wenn man hineinfiel, sollte man blind werden.

Dann gab es die Lehmhaufen, aus welchen Burgen gebaut wurden, eine hüben im Hof, eine drüben; die Angreifer schmissen mit Lehmkugeln, das tat gehörig weh. Was war auf dem Weidendamm noch Schönes? Wagen und Pferde, die der Vater damals hielt. Die Pferde waren Fuchse. Der Kutscher hatte einen blauen Tuchrock und hieß Gudovius. Später, als der Vater das Fuhrwerk aufgab, wurde aus dem blauen Tuchrock ein Anzug für Konrad gemacht. Er roch darin immer nach Gudovius, nach Pferden und Stall.

Das Bild der Eltern aus jener Zeit ist mir nur dunkel. Der Vater war wohl sehr viel in der Arbeit. Wahrscheinlich hatten wir schon damals den Baukasten, den Vater uns hatte machen lassen. Es waren große, solide Klötze, und wir bauten viel damit. Von seinen gezeichneten Bauplänen in seiner Arbeitsstube fielen lange Streifen Papier ab. Die bekamen wir zum Bezeichnen. Konrads Phantasie ließ darauf immer Verfolgungen von Schlittenfahrten durch Wölfe oder ähnliches erstehen. Der Vater ließ alles dies nicht unbeachtet. Er hob sich bald manche Streifen auf, die wir bekrizelt hatten.

Auf die Mutter besinne ich mich aus jener Zeit gar nicht. Sie war da, und das war gut. In ihrer Luft wuchsen wir Kinder auf. Die Mutter hatte zwei Kinder vor Konrad verloren. Es gibt ein Bild von ihr mit dem ersten Kind, das nach meinem Großvater Julius genannt war, auf dem Schoß. Es war das „Erstlings-Kind, das heil'ge“. Dies Kind verlor sie und das zweite danach. Wer das Bild ansieht, erkennt, dass sie als Rupps Tochter nie fassungslos im Schmerz gewesen ist. Aber das schwere Leid ihrer frühen Mutterzeit, dem sie sich nie hemmungslos hingegen hat, hat wohl bewirkt, dass sie etwas von der Entfertheit der Madonna an sich gehabt hat. Vertraute, Kameradin, Genossin ist unsere Mutter uns nie gewesen. Aber wir liebten sie. Nie war der Respekt, den wir vor den Eltern hatten, so groß, dass er der Liebe Abbruch tat.

Was wir mit dem Wegziehen vom Weidendamm verloren haben, begriffen wir erst später ganz. Vorläufig freuten wir uns. Wir zogen jetzt nach der Königstraße in eines der schön-

ten neuen vom Vater gebauten Häuser. Im unteren Stock wohnten wir und daneben mein Onkel Julius Rupp, der sich damals verheiratet und als Arzt niedergelassen hatte.

Höhepunkt des Jahres waren die Sommerferien in Rauschen. Seit meinem neunten Jahr waren wir alle Sommer dort. Die Eltern machten einmal eine Reise durch das Samland und kamen nach dem Fischerort Rauschen, eine halbe Stunde von der See entfernt. Es waren vor kurzem mehrere Männer des Orts von einem großen Sturm auf See ertrunken. Die Witwe eines solchen, eine Frau Schlick, fanden die Eltern teilnahmslos vor sich hinbrütend auf der Schwelle ihres Hauses sitzen. Dies Haus hatte eine Lage, die die Eltern entzückte. Sie mieteten es erst und kauften es dann der Frau Schlick ab, so aber, dass diese mit ihren beiden Töchtern weiter im Hause wohnte. Der Vater nahm nun ein paar Veränderungen an dem Hause vor, aber es behielt ganz den Charakter des Bauernhauses.

Die Fahrt nach Rauschen dauerte fünf Stunden. Eisenbahn gab es nicht, wir fuhren mit einer Journaliere, das war ein großer, mit vier oder fünf Sitzreihen versehener bedeckter Wagen. Die hinteren Sitzreihen waren herausgehoben, und es kam da herein, was man für viele Wochen brauchte: Bett-säcke, Wäsche, Körbe, Bücherkisten, Weinkisten.

Welche Wonne, wenn erst die Journaliere vor dem Hause stand, alles aufgeladen war, Mutter, Mädchen, wir Kinder (der Vater kam meist nach) auf den Vordersitzen verstaut waren, der Kutscher sich auf seinen vorderen

Extrasitz schwang, die drei, manchmal vier Pferde anzogen, und es losging durch die engen Königsberger Straßen, durch das hallende Tragheimer Tor und dann quer durchs ganze Samland. Erst kurz vor Sassau konnte man zum ersten Mal die See sehen. Da standen wir alle auf Zehenspitzen und schrien: Die See, die See! Die See ist mir niemals und nirgends mehr, auch nicht die Ligurische See, auch nicht die Nordsee, das gewesen, was die samländische See war. Diese unaussprechliche Erhabenheit der Sonnenuntergänge von der hohen Küste aus! Dies Ergriffensein, wenn man zum ersten Male sie wieder nah sah, den Seeberg runterrannte, Schuh und Strümpfe auszog und die Füße wieder das Gefühl des kühlen Seesands hatten! Dieser metallische Schall der Wellen!

Die schwärmende Seeliebe wuchs, je mehr man in die empfindsamen Jahre hineinkam. Aber damals war Rauschen ein unbekannter Ort, nur aufgesucht von Naturschwärmern, da war man noch allein bei Sonnenuntergang, war die Küste un bebaut. Dies Kinderparadies ist gründlichst verloren... Wofür ich den Eltern immer sehr dankbar gewesen bin, das ist, dass sie Lise und mich stundenlang nachmittags in der Stadt herumstreifen ließen. Auch hier wieder großzügiges Vertrauen und keine Nachspürerei. Dieses scheinbar planlose Bummeln war der künstlerischen Entwicklung sicher förderlich. Wenn meine späteren Arbeiten durch eine ganze Periode nur aus der Arbeiterwelt schöpften, so liegt der Grund dazu in jenen Streifen durch die enge, arbeiterreiche Handelsstadt. Der Arbeitertypus zog mich, besonders später, mächtig an.

Die erste Zeichnung, die ganz deutlich Arbeitertypen hatte, machte ich freilich mit etwa sechzehn Jahren, es war eine Zeichnung aus dem Gedicht „Die Auswanderer“ von Freiligrath. Diese Zeichnung legte ich auf Wunsch meines Vaters ein Jahr später meinem Lehrer Stauffer-Bern in Berlin vor, er erkannte sie als so charakteristisch, wie sie tatsächlich für mich und das Milieu, aus dem ich kam, war. Ich habe es später (besonders bei einem Besuch in Hamburg) bedauert, in Königsberg nicht so lange geblieben zu sein, bis ich alles dort herausgeschöpft hatte, was ich hätte herauserschöpfen können. Sehr schön waren Großvaters Hände, meiner Mutter Hände erinnern an sie, sie waren groß und ausdrucksvoll geformt, er trug einen Siegelring, den Onkel Julius von ihm geerbt hatte... An dem einen breiten Fenster, das die Stube hatte, standen zwei alte Lehnstühle einander gegenüber, da saßen die Großeltern, das ganze Fenster war im Halbbogen umschlossen von Efeu. Hier wurde meist noch über den Vortrag, aber auch über Politik und sonst Interessierendes gesprochen. Hier war die Atmosphäre, die, nicht mehr ganz geistig, für mich gemütlicher war. In der dunklen Wanddecke rechts vom großen Fenster, hinter Großvaters Stuhl, stand ein Tisch mit einer großen Mappe mit Kupferstichen, an der schmaleren Seitenwand links hinter Großmutter Stuhl war ein kleines Wandbrett mit Büchern. Da holten wir uns die Grimmschen Hausmärchen heraus. Meist aber saßen ich und Lise an der Bildermappe. Wir verhielten uns muckstill, hörten halb dem Gespräch zu, waren mehr bei den Bildern.

Aus dieser Nach-Vortrags-Stunde in der warmen, hellen Großelternstube ist mir der Großeltern Bild unendlich freundlich, gütig und geistig in Erinnerung geblieben, dann aus den festlichen Sonntagsnachmittags-Zusammenkünften bei uns zu Hause und

aus der Weihnachtsfeier am Ersten Feiertag.

Im Grunde fühlte ich immer heimatische Liebe, Verbundenheit und Dankbarkeit. „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt.“

Lebensgefährliche Kanzel

Schon die Einführung der Reformation hat in Ostpreußen manche Auseinandersetzung verursacht. So kam es in der Gemeinde Narzym im Kreis Neidenburg zum Nebeneinander von katholischen und evangelischen Gottesdiensten, wobei der Gutsbesitzer als Kirchenpatron den evangelischen Pfarrer bald von der Kanzel vergrämte. Da griff der Staat ein, nahm dem Gutsbesitzer von Narzym seine Patronatsrechte und machte die Kirche einheitlich evangelisch. Mehr als einmal musste der jeweils amtierende Pfarrer jedoch um sein Leben bangen. So geschah es 1750 Pfarrer Johann Friedrich Jackstein, dass ein polnischer Edelmann über die Grenze nach Narzym kam und den Pfarrer mit der Flinte bedrohte, wenn er nicht nach katholischem Ritus predigen würde. Der pfiifige Pfarrer kam jedoch auf eine andere Idee. Er ließ seine Gemeinde sofort Lieder in masurischer Sprache anstimmen, die auch dem wütenden Polen zu Herzen gingen. So sah er von seiner Absicht ab, den „schwarzen Bock“ zu erschießen und kehrte über die Grenze nach Polen zurück. Jetzt konnte Pfarrer Jackstein mit seiner evangelischen Predigt beginnen.

Aus: Anekdoten aus Ostpreußen

Sommerbild

Ich sah des Sommers letzte Rose stehn,
sie war, als ob sie bluten könne, rot;
da sprach ich schauernd im Vorübergehn:
So weit im Leben, ist zu nah am Tod!

Es regte sich kein Hauch am heißen Tag,
nur leise strich ein weißer Schmetterling;
doch, ob auch kaum die Luft sein Flügelschlag
bewegte, sie empfand es und verging.

Friedrich Hebbel

Ein Streifzug durch das neue Allenstein

Festgehalten von Gerhard Kardahs

PARK CENTRALNY / Central Park



-  Szlak pieszy „Do Brzoźek Łyn” (długość) 50 km
-  Szlak pieszy Kąpielisko (zdarzony) 236 km na terenie Włocław / Mław
-  Szlak pieszy im. Aleksandra Świrzy (czarny) 18,5 km
-  Szlak pieszy im. Jakuba
-  ok. 200 km na terenie Włocław / Mław
-  Szlak rowerowy „KĄŁY NIE DANKUJĘ!”
-  Szlak rowerowy „Różdżny” (długość) 9,3 km
-  Drogi dla rowerów
-  Obszar przyjazny rowerzystom
-  Lokalizacja tablicy

Publikacja sfinansowana przez Urząd Miejski w Allensteinie (Polonia) w ramach projektu „Zaplanowanie i wybudowanie systemu informacji o trasach rowerowych w Allensteinie”



Karte der Radwege in Allenstein

Im Zentralpark







Technikmuseum am Zentralpark



Die „renovierte“ Kleberger Straße



Einkaufszentrum Kleberger Straße



Galeria Aura am Rathaus



Neue Philharmonie



Hochhäuser am Hauptbahnhof



Neue Umgehungsstraße



Die ausgebaute Artilleriestraße



Einkaufszentrum Jomendorfer Straße

Das neue Erholungszentrum am Okullsee











Dickkoppsche Nadeln

Von Frida Jung

Wir lebten, wie es damals allgemein Sitte war, sehr einfach. Man trank nicht zu jeder Mahlzeit die Milch so schlankweg, wie sie aus der Kuh kommt. Das gab's höchstens zum Mittagessen. Zum Abendbrot wurde der Schmand davon sorgfältig abgeschöpft. Und wenn dieser sich bald darauf im Butterfass unter den Händen der Schwester in Butter verwandelte, so bekamen wir davon auch nicht gerade fingerdick auf unser Brot gestrichen. Denn hiervon hatte wiederum ein Teil die Verpflichtung, die Wandlung in blanke Silber Groschen durchzumachen. Aus der Glumse stellte Mutter kleine Käse mit Kümmel her, die sehr oft unser Kleinm Mittag ausmachten, hin und wieder aber auch nach Nemmersdorf zum Verkauf geschickt wurden – sechs Stück für einen Dittchen. Auch Sirup wurde bei uns gekocht, aus Gelbmöhren und Rüben; er schmeckte herrlich und sparte viel Zucker.

Fleisch zu jedem Mittagessen zu erwarten, fiel niemandem ein. Und wäre jemand auf die Idee gekommen – nun, da hätte er ja an dieser allein schon etwas Hübsches gehabt und konnte nun ruhig seine Kartoffelflinsen oder Mehlkeilchen oder dicken Reis dazu essen. Die zwei fetten Borstentierchen und die sechs oder acht Gänse, die in jedem Herbst geschlachtet wurden, lieferten, von Mutter sorgfältig eingeteilt, ein schmackhaftes Stückchen Rauch- und Pökelfleisch für jeden Sonntag, Dienstag und Freitag des Jahres, und nur in besonderen Fällen wurden einmal ein paar Pfund

frischen Fleisches aus Nemmersdorf geholt. Im Dorfe selbst gab es weder einen Kaufladen noch einen Krug.

Heutzutage gibt man unter den gleichen Vermögensverhältnissen wohl das Doppelte aus. Aber ich wüsste nicht, dass der Gesundheitszustand sich dadurch gehoben hat.

Jedenfalls waren wir damals frisch und blühend. Und was hatten wir für Freuden gerade dadurch, dass uns nicht alle Leckereien nur so auf dem Präsentierteller entgegengetragen wurden.

Manchmal passierte bei uns etwas Großes. Wir saßen in der Stube und dachten an gar nichts. Auf einmal hieß es: „Der Sperling ist da, der Sperling ist da!“ Das war aber nicht ein Sperling mit Federn. Das heißt, ja – Federn hatte er, aber in einer Tonne. Doch fliegen konnte er nicht, denn er war kein Sperling, er hieß bloß so. Und jetzt war er wieder da – jetzt war er wieder da!

Er saß in seinem großen Planwagen auf einem Bündel Stroh. Hinter ihm lag allerlei Greuliches – Lumpen, Felle, Knochen –, von dem man nicht begreifen konnte, warum der alte Sperling so schöne Sachen dafür gab. Vor ihm aber standen Wannen mit Heringen und grüner Seife, nun, daraus machte einer sich noch nicht so viel. Aber der große Sack mit Semmeln! Und der Kasten, der Kasten! Wenn man von dem Kasten nur ein Eckchen erblickte, schlug einem gleich das Herz bis in den Hals, denn man wusste noch vom vorigen Mal, was darin war. Auf der einen Seite Lakritzen, Gerstenzucker,

Johannisbrot und Süßholz, auf der anderen Seite „dickkopsche“ Stecknadeln – nichts als dickkopsche Stecknadeln! Die waren das Wunderbarste, was es auf der Welt gab, und hießen darum so, weil sie dicke Köpfe hatten, blaue, gelbe, schwarze; manche hatten sogar ein Vögelchen als Kopf. Die Prinzessinnen, Feen und Elfen in unseren Märchen hatten sicher auch alle ihre Schleier und Gewänder mit solchen dickkopschen Stecknadeln zusammengesteckt.

Wenn der Wagen vor der Türe hielt, schlug ich gleich einen Purzelbaum, was mir eigentlich verboten war. Und dann hinauf auf die Lucht.

„Mutterchen, dies?“

„Nein, das is noch zu schadel!“

„O jeh! Na denn aber dies – und das – und das!“

Meine Schwester Martha hatte immer das größte Bündel, aber Mutterchen nahm ihr meistens noch etwas weg. „Wo denkst du hin? Das is noch 'n guter Rock!“ Schließlich aber hatte doch jeder ein ganz nettes Päckchen unter dem Arm. Wenn man jetzt nur schnell herangekommen wäre! Doch nun stand schon das ganze Dorf um den Wagen, ich konnte mich auf den Zehenspitzen recken, wie ich wollte ...

Endlich kam der Vater, nahm mich auf den Arm und half mir beim Handel. „Zwei Stangen Süßholz, vier Lakritzen und eine Dickkopsche“, forderte er und lachte so vergnügt, dass ich seine weißen Zähne blitzen sah.

„Gott der Gerechte, nu fängt auch noch der Herr Lehrer an, ausverschämt zu werden. Wer' ich geben aine Stange Süßholz, aine Lakritzen und kaine Dickkopsche!“

Aber zuletzt gab er doch das, was Vater gefordert, denn der hatte auf mein

Bündelchen noch einen halben Dittchen gelegt.

Wenn Mutter alle Vierteljahr etwa auf Einkauf nach Gumbinnen fuhr, das war noch viel schöner. Denn jenes war gewissermaßen ein Eintagsglück, aber dies hatte eine regelrechte Vorfreude, ein Morgenrot möchte man sagen – solch eine Fahrt plant man ja nicht von heute zu morgen, sie will bedacht und vorbereitet sein! Und während dieser Vorbereitungen...

Der große Tag selbst geht dann in seliger Unruhe dahin.

„Friedel, wat lachst?“ fragen die Kinder in der Schule, als ich stillvergnügt an meinem Federhalter kaue.

„Na, sull eck nich lache – ons' Mutterke es enne Stadt gefoahre!“

„Ach so!“

Die Getreuen wissen Bescheid. Morgen in der Stunde wird es heimlich von Hand zu Hand wandern, und diese Hände werden von der Süßigkeit des Geschenks zusammenkleben zu unverbrüchlicher Freundschaft.

Im weiteren Verlauf spielt sich die Sache dann aber verschieden ab, je nach der Jahreszeit. Im Sommer läuft man dem Wagen bis zum Steinerberg entgegen, um noch die paar hundert Schritte mit heimzufahren, im Winter sitzt man am befrorenen Fenster, haucht sich ein Guckloch in die Eisblumen und wartet – wartet.

Endlich ein Schrei: „Sie kommt – sie kommt!“ Wir stehen bereits alle im Flur. „Na bist du da, Mutterchen?“ Sie versichert freundlich, ja sie sei nun da! Und weil sie fürchtet, ich könnte fragen, ob sie uns auch etwas mitgebracht, was sie mir als unbescheiden verboten, sagt sie rasch:

„Aber heut' hab' ich euch bloß was Schönes mitgebracht!“

Wir Mädels sind schon draußen, Paket um Paket wird vom Wagen oder Schlitten hereingeschleppt. Und endlich ist es so weit. Aus dem gelben Strohpapier löst sich's langsam: Pamela - „Schusterjungen“! So lange wir zu denken vermögen, bringt Mutterchen uns schon aus der Stadt Pamela, Gebäck aus Weizenmehl, mit. Aber wir sind gerührt: Sie hätt's ja diesmal auch unterlassen können! Wir bedanken uns jeder nach seiner Art, Hanna etwas zerstreut, Marthe sehr fix und gewandt, ich mit Inbrunst.

Aber ich kann mir nicht helfen, ich erwarte vom Schicksal noch mehr. Dort das Pack aus dem Kolonialgeschäft! Meinen Schusterjungen in der Hand, durchbohre ich es mit meinem Blick. „Mutterchen, wird das heute noch ausgepackt?“

„Na, was meinst du, Friedel?“

Ich bin der glühenden Meinung, dass es nötig ist.

„Ja, denn musst du mir aber dabei helfen, ich bin vom Rumlaufen in der Stadt ganz kaputt!“

O liebe, liebe Mutter! Wenn du dein Dirnlein in dem großen Paket wühlen liebst, glaub' mir, seine Wonne war größer, als wenn heutzutage ein verwöhntes Kind einen Zeppelin geschenkt bekommt. Und billiger! Sie kostete nichts als Verständnis, und davon hattest du so viel, dass du verschwenden konntest!

Oder war es etwa Zufall, dass die „bunte Tüte“, die du jedesmal für zehn Pfennig eingekauft, sich stets ganz tief unten in dem Säckchen befand, so dass die Spannung Zeit hatte zu wachsen – zu wachsen? Ich glaub's nicht. Aber in diesem und in jenem Leben glaube ich an deine Liebe.

Ein Koch aus Allenstein am rumänischen Königshof

Hermann Edner war ein echter Allensteiner mit ausgeprägtem Stolz auf seine ostpreußische Herkunft. Der Zufall hatte seine Vorfahren einst nach Allenstein verschlagen. Einer seiner Vorfahren war der russische Soldat Nikolai Anton Fronowsim, ein typischer Petersburger, groß, mit pechschwarzem Haar. Über ihn gibt es eine wunderschöne Familiengeschichte.

1807 hielten die Franzosen in der Allensteiner St. Jakobikirche viele russische Soldaten gefangen. Unter ihnen auch Nikolai Fronowsim. Ihm und zwei anderen russischen Soldaten gelang die Flucht, aber die Franzosen verfolgten sie.

Seine Leidensgenossen wurden gefunden und in einer Birkenallee an den Bäumen aufgehängt. Nikolai Fronowsim verbarg sich fast drei Tage und drei Nächte im Schilfdickicht eines der vielen Seen rund um Allenstein. Ein mitleidiger Fischer schenkte ihm trockene Kleider und etwas zu essen. Zum Dank half er dem Fischer ein paar Tage beim Netzflücken. So lernte er Richard David kennen, der mit seiner taubstummen Nichte in Allenstein lebte. Die blonde, zierliche Maria und der russische Soldat verliebten sich ineinander.

Dem Russen, der gut und voll Einsatzfreude arbeitete, gelang es, sich mit Maria durch Zeichen zu verständigen, und das sensible Mädchen blühte

richtig auf. Nach einem halben Jahr aber verschwand Nikolai ganz plötzlich und mit ihm das beste Pferd des Fischers David sowie das gesamte Geld vom Sommerfang.

Der Fischer war enttäuscht, aber auch erleichtert. Die Gendarmen fragten in der letzten Zeit schon argwöhnisch, woher denn der neue junge Fischer käme.

Maria jedoch hörte auch nach dem Verschwinden des Russen nicht auf zu blühen. Am 2. Oktober 1807 kam ein neuer Stammhalter zur Welt, der Urgroßvater des Hermann Edner. Der alte Fischer David erlebte nicht mehr, wie August David ein Fischgeschäft mit eigener Fischräucherei gründete. Es wurde erfolgreich fortgeführt von seiner Tochter Friederike und ihrem Mann Theo Stern.

Zusammen betrieb das Ehepaar das Fischgeschäft, eine eigene kleine Fischfangflotte und die immer größer werdende Fischräucherei. Bis nach Königsberg lieferte man schon die Allensteiner Spezialitäten. Bei einer Ausstellung der Gaststätteninnung zur Frühlingmesse in Königsberg stellten die Sterns neue Fischspezialitäten aus ihrem Hause vor. Hier lernte die jüngste Tochter, Adelheid-Elisabeth Stern, geboren 1859, den Wiener Koch Alfred Edner kennen. Die junge, bildhübsche Adelheid gefiel dem Wiener sofort. Sie heirateten am 5. September 1878. Alfred Edner war gelernter Koch mit einer eigenen kleinen Gaststätte nahe des Königsberger Schlosses.

Hier wuchs ihr Sohn, der künftige Küchenmeister des rumänischen Königshofes, heran. Bis 1910 blieb der junge Hermann Edner in Königsberg,

ab 1911 war er in Allenstein in verschiedenen Stellungen tätig, denn eine junge Frau hatte seine ganze Aufmerksamkeit gewonnen. Über eine Zeitungsanzeige in einer Fachzeitung kam Hermann Edner an den rumänischen Königshof. Als Angestellter bei Hof durfte man nicht in wilder Ehe zusammenleben. Deshalb heiratete er nach 12 Jahren des Zusammenseins 1922 endlich seine langjährige Freundin und sie bezogen eine Wohnung in Bukarest.

In Bukarest lernte das junge Ehepaar Bruno Trudenat kennen, Koch in einem der besten Häuser. Zusammen kochte man in der kargen Freizeit echte ostpreußische Kost in der kleinen Küche der Edners. 1925 ging Bruno Trudenat nach Wien, hielt aber die Verbindung zu den Edners aufrecht, zumal diese keine Kinder hatten und diese Freundschaft pflegten. Oft fuhren sie zusammen in das wald- und seenreiche Feriengebiet um Allenstein und ernteten erstaunte Blicke, wenn sie in dem schnittigen Horch, Baujahr 1921, durch Allenstein knaterten.

Bruno Trudenat überredete Hermann Edner, zur Internationalen Kochkunstausstellung 1930 in Wien die rumänische Hofküche vorzustellen. Es war ein toller Erfolg für Hofküchenmeister Edner und seine Mitstreiter aus Bukarest. Die zur Schau gestellten Festtafeln hatte man wie für festliche Anlässe am rumänischen Königshof eingedeckt, zum Beispiel eine österreichisch geschmückte Tafel. Besonders fiel den Besuchern hier die goldgestickte Decke auf, ein Geschenk der englischen Königin an das rumänische Königshaus. Kostbares Porzellan

lan, goldenes Besteck sowie edelsteinbesetzte Weinkelche ließen die Fachbesucher ebenso erstaunen.

Neben der Besichtigung der Festtafeln gab es für die Besucher zahlreiche Gelegenheiten, die rumänischen Spezialitäten zu kosten. So mancher langjährige Fachkollege schmunzelte beim Verkosten, denn Hofküchenmeister Edner hatte Gerichte aus seiner ostpreußischen Heimat mit in die rumänische Küche einfließen lassen und kochte sie mit einheimischen, also rumänischen Produkten. Ein schönes Beispiel dafür, wie Kochen und Essen Völker und Nationalitäten in Frieden miteinander verbinden können. Man gönnte Edner seinen Erfolg und freute sich mit ihm. Zum letzten Mal vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges sahen sich die beiden 1933 zur Hochzeit des Patenkindes von Hermann Edner in einem Dorf nahe der Stadt Allenstein. Robert Fischer konnte sich nur noch aus Erzählungen seines Onkels erinnern, dass die Hochzeit auf einem riesigen Bauernhof am Wulpingsee stattgefunden habe.

Robert Fischer erzählte, dass Küchenmeister Edner 1950, als er zur Leipziger Messe weilte, seinen Freund Trudenat in Wolfen besucht habe. Während dieses Besuches führten die beiden alten Herren lange Gespräche über ihre Kriegserinnerungen, über andere Fachkollegen und über den Osten, die der junge Mann fasziniert verfolgte. Hermann Edner versuchte, seinen Freund Bruno zu überreden, mit nach Köln zu kommen und bei ihm

zu wohnen. Er besaß in einem noblen Kölner Vorort eine schöne Villa. Aber da Bruno Trudenat noch kein Rentner war und auch seine Familie in Wolfen nicht verlassen wollte, fuhr Onkel Hermann, wie Robert Fischer ihn liebevoll nannte, allein zurück nach Köln.

Hier erinnerte sich Robert Fischer an die englische Schokolade und den schweren, blitzenden Spielzeugrevolver, die Onkel Hermann ihm damals geschenkt hatte. Leider kann Robert Fischer selbst zu seiner ostpreußischen Herkunft nichts erzählen, denn er wuchs in Geiselthal bei Leuna auf. Seine Mutter, geborene Trudenat, starb drei Tage nach seiner Geburt im Januar 1944 an einer Infektion. Zu diesem Zeitpunkt befand sie sich bei Verwandten in Geiselthal zu Besuch. Da sein Vater Eduard Fischer aus Mempel bei der Verteidigung von Königsberg fiel, nahmen die Verwandten in Geiselthal den kleinen Robert an Kindes statt an.

Bei den Trudenats verlebte er seine Kindheit und wuchs mit dem ostpreußischen Dialekt auf. Da Onkel Bruno mit seiner Familie überstürzt geflohen war, sind viele Erinnerungsstücke in Ostpreußen verschollen. Erhalten blieb die umfangreiche Rezeptsammlung von Hermann Edner, die er schon als Achtjähriger in schöner Schreifschrift angefangen hatte. Jedes Mal, wenn er nach Allenstein fahren durfte, war das große Rezeptbuch dabei. Der wissbegierige Knabe war für eine Köchin, die gerade viel zu tun hatte, sicher eine Plage.

Aus dieser Sammlung, die Robert Fischer in Bruno Trudenats Nachlass fand, hier einige Rezepte im Originaltext.

Marinierter Karpfen nach Jakobsart

Der Karpfen wird in Stücke geschnitten, mit Salz und Paprika gewürzt, in Mehl gewälzt und in Öl angebraten. Jetzt werden so viele Zwiebeln, wie der Karpfen gewogen hat, in Scheiben geschnitten und goldgelb in Öl angeröstet, mit etwas Tomatenpüree, Weißwein, Pfeffer, Lorbeerblatt, Zitronensaft, Salz zu einer Marinade gekocht. Alles wird über die Karpfenstücke gegossen, im Ofen gar gedünstet. Das Gericht wird kalt, mit Zitronenscheiben garniert, serviert.

Zutaten: 1 Karpfen (ca. 2 kg), 100 g Mehl, 2 kg Zwiebeln, 50 g Öl, 2 EL Tomatenpüree, 100 ml Weißwein, 1 Zitrone, Pfeffer, Paprika, edelsüß, Lorbeerblatt, Salz. Die Backröhre sollte man auf 180° C vorheizen. Der Fisch braucht nur eine Viertelstunde in der Röhre zu bleiben.

Allensteiner Quarkfrikadellen (in verschiedenen Regionen von Ostpreußen auch als Käsefrikadellen bekannt)

250 g frischer, nicht zu fetter Quark wird durch ein Haarsieb passiert und mit 50 g Butter, 2 Eiern, 2 Eigelben, 3 EL Mehl, 1 EL Schmand, Salz, 10 g feinem Zucker, und etwas fein geriebener Zitronenschale gut verrührt.

Zu runden Frikadellen geformt in Mehl wälzen und in Öl schön braun braten. Mit saurer Sahne servieren.

Marinierte Buletten – eine Allensteiner Spezialität

Bulettenmasse: 500 g Schweinefleisch (nicht zu fett, fein durchgedreht), 1 fein gehackte Zwiebel, 2 Eier, 50 g gekochten Langkornreis, 1 Semmel oder 2 Brötchen (eingeweicht), 50 g Spinatblätter (blanchiert), 5 g fein gehackte Petersilie, 5 g fein gehackte Dillstengel, ohne Spitzen, Salz, Pfeffer, Kümmel und etwas Muskat, 30 g Weizenmehl, 50 g Olivenöl.

Soße: 2 EL Weinessig, 3 Lorbeerblätter, 1 EL Tomatenmark, 50 g saure Sahne, 150 ml Wasser zum Angießen des Bratenfonds.

Die Bulettenmasse gut verkneten und zu runden, flachen Klopsen formen. Es empfiehlt sich, pro Person 3 Klopse à 50 g zu rechnen. Man wälze diese in Mehl und brate sie in Olivenöl scharf an. Die braun angebratenen Buletten werden in eine auf 100 Grad erhitzte Backröhre gegeben.

Jetzt gibt man in den Bratenfond den Weinessig, die 3 zerriebenen Lorbeerblätter sowie das Tomatenmark.

Wenn sich eine dunkelbraun-rötliche Masse gebildet hat, kommen die saure Sahne und das Wasser hinzu. Jetzt gibt man die Buletten wieder hinein und lässt alles kurz durchkochen. Die Soße wird vor dem Servieren durchgeseiht.

Aus: Unvergessliche Küche Ostpreußens

Die dramatische Nacht vom 20. auf den 21. Januar 1945 im Allensteiner Rathaus

Nun sind schon mehr als 70 Jahre vergangen, dass wir unsere Heimatstadt Allenstein im wahrsten Sinne des Wortes „fluchtartig“ verlassen mussten. Ich habe im April 1944 meine Lehrstelle als Verwaltungslehrling bei der Stadtverwaltung begonnen. Im Rathaus war meine erste Stelle bei der Stadthauptkasse unter Oberinspektor Sokolowski (ein ausgezeichnete Mann). Nach einem halben Jahr kam ich in die Personalabteilung zu Herrn Oberinspektor Joswig (kein Kommentar). Die Lehre wurde vielfach unterbrochen durch Lehrgänge und vor allem durch den Einsatz in Polen und Litauen zum Ausheben von Panzer- und Schützengräben, eine Wahnsinnsaktion.

Nachdem ich schon an Sylvester 1944 zum Nachtdienst im Rathaus verpflichtet wurde, passierte mir das Gleiche für die Nacht vom 20. zum 21. Januar 1945. Dies, obwohl ich mit 14 Jahren der jüngste Beschäftigte im Rathaus war, schon merkwürdig.

Ich trat also am 20.1.1945 abends meinen Dienst an, wurde mit Feuerwehrhelm und Gasmaske ausgerüstet und war somit ein Luftschutzhelfer. Meine Aufgabe bestand in erster Linie darin, dass ich die einzelnen Stockwerke kontrollieren musste und vom Rathausurm nach eventuellen Auffälligkeiten Ausschau halten sollte. Der Zufall wollte es nun, dass meine Cousine Elisabeth Grimm in der gleichen Nacht Dienst hatte, und zwar in der Telefonzentrale, in jeder freien Minute bin ich zu ihr.

Es mag so auf Mitternacht zugegangen sein, als plötzlich der Anruf des Allensteiner Stadtkommandanten Generalleutnant Gerhardt kam, der wünschte Oberbürgermeister Schiedat, der ja im Rathaus wohnte, sofort zu sprechen. Meine Cousine stellte die Verbindung her, es war ja streng verboten mitzuhören, aber sie ließ die Verbindung stehen, so konnten wir Beide mithören.

Generalleutnant Gerhardt forderte den OB auf, die Stadt unverzüglich zu evakuieren, da die Russen durchgebrochen seien und nur noch wenige Kilometer vor Allenstein ständen. Wir konnten merken, dass Schiedat genauso vom Donner gerührt war wie wir. Er versprach dann sofort mit der Evakuierung zu beginnen. Dies war in der Nacht am 20.1.1945!!!

Was tun? Ich rannte nun mit schlackerndem Helm und hin und her schlagender Gasmaske durch die eiskalte Winternacht in die Straße der SA, Hohensteiner Straße und Mohrunger Straße. Weckte meine Mutter, Großmutter und Tante mit 10-jähriger Tochter und forderte sie auf, unverzüglich mit Gepäck zum Rathaus zu kommen, denn wir würden evakuiert.

Wieder zurück im Rathaus kamen dann etwa eine Stunde später meine Verwandten. Wer oder was nicht kam, waren die erwarteten Fahrzeuge, woher auch?

Gegen Morgen sind dann alle wieder nach Hause. Da kam mir erst die Ungeheuerlichkeit des Anrufs zum Bewusstsein. Da wusste der OB bis zu diesem Zeitpunkt nichts über die dramatische Situation der Stadt. Der Eindruck drängt sich auf, dass auch der Stadtkommandant erst jetzt die wahre Lage erfahren und erkannt hat. Welch erbärmliche Führung kam da zum Vorschein. Es ist fast unglaublich, die Spitzen von Militär und Verwaltung wussten nichts.

Meine Cousine und ich konnten natürlich nichts sagen, da das Mithören strafbar war. Nachdem die Nacht vorbei war, bin ich durch die vollkommen ruhige Stadt nach Hause, um mich kurz auszuruhen. Wir räumten die Wohnung von allen verdächtigen Dingen aus (Bilder usw.) und gingen dann zum Hauptbahnhof, um die Lage zu sichten. Dort herrschte ein fürchterliches Chaos von tausenden Menschen, sodass wir wieder heimgingen. Mittlerweile fuhr Lautsprecherwagen durch die Straßen und forderten die Einwohner auf, mit Gepäck an die Straße zu kommen, um abgeholt zu werden. Auch daraus wurde natürlich nichts.

Inzwischen war das Haus völlig leer geworden. Die Nachbarn waren alle geflüchtet. Meine Mutter und ich haben dann Gepäck auf den Schlitten geladen, sind zu meiner Großmutter, nahmen sie mit und gingen in die Mohrunger Straße zur Schwester meiner Mutter. In der Liebstädter Straße fing es an dramatisch zu werden. Russische Artillerie beschoss die Gegend Garnisonkirche-Westbahnhof, sodass wir schnell ins Haus rannten. Neben der Jerusalemkapelle stand ein deutscher Panzer und schoss Richtung Kortau. Mittlerweile waren Gas und Strom ausgefallen.

Meine Cousine, 20 Jahre alt, hatte unheimliche verständliche Angst. Sie war ständig draußen auf der Suche nach einem Fahrzeug, welches uns mitnehmen würde. Tatsächlich kam sie gegen 2 Uhr nachts reingelaufen und rief, ein deutscher Militärwagen würde uns mitnehmen, aber schnell und ohne Gepäck. Jeder ergriff eine Tasche und im Eiltempo zum Wagen. Dass meine Tante in der Hektik die falsche Tasche nahm und die mit Geld und Papieren stehen ließ, führte noch jahrelang zu erheblichen Diskussionen. Der mit Benzinfässern beladene LKW wurde unter Schwierigkeiten bestiegen. Nachdem auch meine Großmutter oben war, ging es die unter Beschuss stehende Liebstädter Straße hinunter durch die Stadt Richtung Guttstadt. Was sich unterwegs an den Straßenrändern abspielte, war grausig. Die Schreie der Leute „Nehmt uns mit!“ gehen mir noch heute nach.

Wir erreichten dann am frühen Vormittag des 22.1.1945 Guttstadt. Dort habe ich dann auch OB Schiedat mit seiner Familie gesehen.

Für uns begann eine lange Fluchttour. Überwiegend zu Fuß ging es über Wormditt nach Mehlsack mit längerem Aufenthalt. Auf den letzten Drücker dann im Eisenbahnwagen ans Frische Haff. Von Rosenberg aus über das vereste Haff nach Pillau. Dort blieben wir dann 14 Tage. Was wir unterwegs durchgemacht haben, möchte ich nicht weiter erwähnen. Viele Tausende haben ja Ähnliches erlebt.

Als es in Pillau schwierig wurde, nahm uns ein Getreidefrachtschiff in der Nacht zum 1.3.1945 mit nach Gotenhafen. Dort war es zu dieser Zeit noch friedlich,

wir verbrachten 4 Wochen dort. Wie es 2 Monate zuvor schon zu dieser fürchterlichen Schiffskatastrophe kommen konnte, ist mir bis heute unerklärlich. Unter dramatischen Umständen gelangten wir am 28.3.1945 auf ein Schiff, die „Antonio Delfino“, wo es durch Beschuss russischer Flieger gleich 3 Tote gab. Am nächsten Vormittag kam die Durchsage, dass die deutschen Häfen nicht mehr angelaufen werden können und wir deshalb in Kopenhagen/Dänemark anlegen würden. Die Reaktionen waren unterschiedlich. Auch wir konnten nicht ahnen, dass auf uns eine 2 1/4 Jahre dauernde Internierung warten würde. Wir haben in Barackenlagern bei Esbjerg und Aalborg hinter Stacheldraht und Bewachung, mit 16 Personen in einem Zimmer, bis Mitte Juli 1947 gelebt. Oft gab es schwierige Situationen, aber wir haben es gemeistert.

Ich habe diesen Leserbrief aber hauptsächlich wegen der Nacht vom 20.-21.1.1945 geschrieben. Ich habe in den letzten Jahrzehnten auch im Allensteiner Heimatbrief oft Missverständliches über OB Schiedat gelesen. Als „Letzter noch lebender Zeitzeuge“ der Situation im Rathaus wollte ich einiges richtigstellen.

Gerhard Vollmar

Carl-Spitzweg-Str.33, 89522 Heidenheim

Ausschnitt aus einem Brief von Studienrätin Eva Lenz, Bismarckstraße, vom 2.1.1946

Du wirst sicher neugierig sein zu erfahren, was ich alles in dem letzten Jahr erlebt habe. Also höre: Mutter war nicht zu bewegen, Allenstein zu verlassen. Am 23.1.45 stürmten die wilden Horden in unser friedliches Heim. Das erste Opfer war das Mädchen vom Dentisten Clausen. Fünf Schüsse streckten sie nieder. Lene und Käte wurden von diesen wilden Tieren vergewaltigt. Ich war in einen leeren Wohnraum gelaufen und hatte mich versteckt. Herr Burgschweiger hat sich mit Gas vergiftet. Elektromeister Wiezoreck wurde erschossen. Acht Tage blieben wir in unserer Wohnung. Jetzt würdest Du Allenstein nicht wiedererkennen. Jeden Abend brannte es an allen Ecken. Bis zum 3.2. blieben wir zusammen. Am Nachmittag wurden wir abgeholt, angeblich eine halbe Stunde zur Kommandantur. Ich habe meine Lieben nicht mehr wiedergesehen. Am 10.2.45 ging ich zu Fuß nach Zichenau. Nach sechs Tagen waren wir da. Acht Tage später ging ein Transport nach Russland. Ja, ich habe unterdessen eine Reise durch die Welt gemacht. Wir waren die Letzten und in Mjass, tief im Ural, vollkommen entkräftet und unterernährt kam ich dort an, untergebracht wurden wir im Lager. Eine Berlinerin und ich kamen später in ein Lazarett; bis zum 8.10. blieben wir dort, dann hieß es: nach Hause! Die Freude war groß. Wieder fünf Wochen Viehwagen. In Frankfurt/Oder wurden wir ausgeladen und erfuhren erst da, dass die Heimat verloren war. Meine Mutter und Schwestern waren bis zum 2.8. in Allenstein gewesen. Die Verhältnisse waren unerträglich geworden, es gab keine Möglichkeit, sich zu ernähren, überhaupt keine Le-

bensmittelzuteilung. Sie schliefen auf kalter Erde, bis sie nach 14-tägiger Viehwagenfahrt in Schwerin ankamen. Mutter ist dort gestorben. Sie hat nicht mehr erfahren, dass ich noch lebe.

Fräulein Graupner, Tochter des 2. Bankdirektors, schrieb an Balasus einen Brief Anfang August. Den anderen Graupners war es gelungen, aus Allenstein herauszukommen. Herrn Gendert haben sie als Geisel mitgenommen. Er saß noch im August in Polen im Gefängnis. Frau Gendert soll zerrissen und zerlumpt in Allenstein herumgelaufen sein. Die Reichsbank soll ausgebrannt sein, wie auch die Innenstadt von der Johannesbrücke bis Grützner. In Bankerts Wohnung ist die russische Gestapo. Das kleine Gut von Dohme ist enteignet, darauf sitzt der Lumpenhändler Wenzierski, Roonstraße. Herr Dohme ist dessen Knecht, muss im Stall schlafen. Dohme sammelt Heilkräuter, die er dann an Apotheken verkauft, um sich etwas Brot kaufen zu können. Frau Dohme soll wie alle anderen vergewaltigt und mit den Töchtern verschleppt sein. Die Frauen, die dort noch sind, müssen täglich 12 Stunden arbeiten, ohne gepflegt zu werden.

Viele sind erschossen. Hermanau Sägewerk, Fräulein Frohnert und Kafka v. Staub sind in Wadang tot aufgefunden, Zunge abgeschnitten und Augen ausgestochen. Pfarrer Clement, die Pfarrer aus Kleeberg und (unleserlich), sowie alle Nachstehenden wurden erschossen: Frau Rogowski, Wadanger Straße, Frau Augustin, Stud.-Rätin Dr. Rademacher, Frau Stud.-Rat Dr. Groß und Mutter. Viele Menschen sind umgekommen, die dortgeblieben sind, mussten alles abgeben und schwer arbeiten, ohne gepflegt zu werden. 80 Prozent von Allenstein sind zerstört. Versandagent Cyeska und seine älteste Tochter, auch Bankdirektor Cyeska und Frau wurden nach dem Ural verschleppt, Frau Kirstein erschossen, sowie Dr. Plewe. Dr. Laufenberg starb, Frau und Töchter vergewaltigt. Frau Dr. Niermann und Kinder sind in Erfurt durch Bomben umgekommen, sowie auch Rudolf Roensch. Ehepaar Duwe (Pelzgeschäft) hat sich vergiftet. Studienrat Meder sollte auch erschossen werden, war aber nicht tot und ist so entkommen. Baumdicher, Bismarckstraße, erschossen sowie Fleischer Warbakowski und Sohn. Stud.-Rat Franke, Frau Rektor Merten und Frau Rektor Schulz sind im Gefängnis in Danzig verstorben. Kaufmann Werdermann wollte das Verschleppen seiner Tochter verhindern, wurde gepeinigt und starb. Frau Macht, Mutter von Frau Schiedat, verstorben. Lehrer Knobelsdorf als Viehtreiber an Typhus verstorben. Pater Laurentius im Lager hinter Moskau verstorben. Pfarrer Wardeyki und Kanawski haben für Polen optiert. Pfarrer W. wohnt im Gemeindehaus, da seins kaputt ist. Kaplan Hoppe lernt polnisch. Frau Urban wollte sich bei der russischen Kommandantur über die Zustände beschweren, ist aber nicht mehr zurückgekehrt. Die Damen Will, Herr Klesse, Lehrer Gedig und viele andere leben dort unter furchtbaren Verhältnissen. Brauns (Eisenhandlung), Herr Quedenfels mit Frau und Kindern haben sich selbst erschossen. Frau Heinrich geb. Gosse ist mit der Gustloff untergegangen. Kaufmann Kamerowski in Sibirien verstorben, Fräulein Risch und Herr Kniffke nebst Frau verschleppt.

Jugenderinnerungen an den Langsee

Als ich 10 Jahre alt war, zogen meine Eltern mit uns zwei Schwestern von Königsberg nach Allenstein. Sie bekamen eine Wohnung am Langsee, Horst-Wessel-Straße 14.

Für mich begann eine herrliche Kinderzeit. Ich wurde in die Luisenschule eingeschult und schlug mich da rum. Aber nach der Schule zum Langsee zu laufen war herrlich. Wie lang er wohl war? Zwei bis drei Kilometer? Aber schmal. Man konnte bequem das gegenüberliegende Ufer erreichen. Drüben gab es nur Wald, Wiesen und eine Kaserne. Weiter dahinten im Osten lag die Stadt.

Der Langsee war sehr tief und uferlos, eine wassergefüllte tiefe Spalte. Er hatte keinen Abfluss. Deswegen war er für Badende gesperrt. Nur die Anwohner durften in das Wasser. Der Einstieg war abrupt. Kein Fußbreit Boden am Wasserrand. Sofort tief ohne einen Schritt Standmöglichkeit. Beim Rauskommen krallte ich mich mit den Händen ins Ufergras und bohrte mit den Zehen Trittlöcher in den weichen Uferboden. Jedenfalls war der See so direkt an unserem Garten, von wo aus ich immer zum Schwimmen ging. Ob es woanders leichter ging, weiß ich nicht. Für mich als Kind kein Problem. Für meine Angehörigen auch nicht. Im Sommer hatten Muttis Kaffeetanten immer ihr Schwimmzeug dabei. Man musste nur durch den Garten, über die Uferpromenade und war dann im Wasser.

Im Sommer herrlich! Da ich Hitze nie vertragen konnte, war ich nur notfalls an Land, d. h. zum Essen und Schlafen, zur Schule und zum Hausaufgabenmachen. Sonst war ich im See. Ob allein oder mit anderen Kindern war dabei zweitrangig.

Viele Langseebewohner bevorzugten den Okullsee, die Badeanstalt mit Strand und Umkleidekabinen. Für Nichtschwimmer war der Langsee ohnehin ungeeignet. Es gab ja auch keine Möglichkeit, sich dort in die Sonne zu legen. Es waren Ruderboote auf dem See, die am Südufer gemietet werden konnten. Im Winter gab es da auch eine Eislauffläche gegen Eintritt. Da war ich nie. Ich lief über den ganzen See, bis der Schnee fiel. Die kleinen Flächen, die einzelne Anwohner sich freischaufelten zum Schlittschuhlaufen, gefielen mir nicht. Ich wollte Weite haben und lange Touren laufen, auch auf dem Okullsee.

Wenn es schneite, fuhr ich lieber Ski in unseren schönen Wäldern. Der Langsee war teilweise in den Wald eingebettet, vielleicht zu einem Fünftel des Nordendes. Von meinem Elternhaus bis zum Waldrand soll es 1 km gewesen sein. Man konnte sofort an der Gartentüre anschnallen und auf der ungestreuten Fahrbahn in den Wald laufen. Nur die Gehsteige wurden gestreut mit dem Abraum aus den Heizungen: Asche und Grus.

Im Wald war es dann auch herrlich. Es war ein reines Langlaufen, aber auch ständig auf und ab. Wenn die Sonne schien, war es auch mittags trotz Frost recht warm. Meine Freundinnen und ich zogen dann Zeug aus, Mützen, Handschuhe, Schals und versteckten sie einfach unter den bis in den Schnee hängenden Ästen von Fichten. Man sah dann nichts mehr von ihnen. Man musste

sich nur den Baum merken, unter dem man sie beim Heimkommen wieder hervorholen musste.

Man konnte sehr schnell fahren. Ich fürchtete mich nie im Wald. Im Krieg waren kaum Männer da, nur Alte, Jugendliche, Kranke und Verwundete. Verbrecher nicht. Die waren wohl ebenso an der Front wie die anständigen Männer und begingen ihre Untaten dort.

Wir jungen Mädchen hatten wohl kaum einen Grund, uns in unseren Wäldern zu fürchten. Da ich sehr sportlich und sehr schnell war, dachte ich sowieso: „mich muss erstmal einer einholen!“ Ich konnte auch besonders hochspringen, also über Baumstämme rüber, wo andere klettern mussten, und fühlte mich dadurch sehr im Vorteil und sicher!

Ja, ich war dann so im Backfischalter und dachte wohl auch nur so. Mit meinem Hund fühlte ich mich überall bewacht und sicher und notfalls verteidigt! Er hieß Lump und war ...ein Rauhaardackel!!!

*Jutta Oelpke, geb. Knopff
Traunsteiner Straße 2, 83301 Traunreut*

Erinnerungsfoto



*Treffen des Jäger- und Schützenvereins in Jakobstal
Eingesandt von Horst Lübking, Kleiner Bruch 2, 32479 Hartum*

Das Internierungslager Oksbøl in Dänemark

Zu den deutschen Flüchtlingen in Dänemark (siehe AHB Weihnachten 2016) gehörte auch meine Familie. Sie flüchtete am 21. Januar 1945 um 22.30 Uhr aus Allenstein. Die Flucht endete in Oksbøl, bevor es Ende 1946 in einem Viehwaggon weiter nach Tübingen ging.

Meine Familie, das waren Dr. Fritz Günther und seine Frau Olga, ihre Töchter Annerose Wehrstedt mit ihrer fast 1-jährigen Tochter Ute und Traute Speer - meine Mutter - mit ihren drei Monate alten Zwillingen Helga und Rotraud; die Väter der Kinder (Otto und Otto) waren da bereits gefallen. Sie flohen auf einem sehr langen, bis oben voll mit Heu geladenen Leiterwagen über Diwitten, Guttstadt, Braunsberg, Heiligenbeil - dort starben meine kleinen Halbschwester - über das Haff nach Pillau, wo sie ein Schiff mitnahm. Meine Mutter hat ihre Flucht beschrieben, zu finden auf meiner Homepage: <http://kopernikus-rheticus.de/index.html>.

Das Lager Oksbøl war mit 36.000 Flüchtlingen das größte Internierungslager, hatte eine Fläche von ca. 4 qkm, einen Umfang von rund 8 km und war damit die sechstgrößte Stadt Dänemarks, etwa 20 km nordwestlich von Esbjerg gelegen. Unter den Flüchtlingen befand sich auch die Dichterin Agnes Miegel: <http://www.agnes-miegel-gesellschaft.de/>

Oksbøl war, wahrscheinlich ähnlich wie Rye, eine kleine Siedlung mit Krankenhaus, Theater, Sportplatz und Badensee, mit Volkshochschule und regulärem Schulbetrieb. Es gab eine Feuerwache, ein eigenes Postamt, Polizei, Gefängnis und sogar einen gewählten deutschen Bürgermeister mit Gemeinderat. Das Gelände, das vorher ebenfalls von der Wehrmacht genutzt worden war, wurde von einem hohen Maschendrahtzaun umgeben und war in Blöcke aufgeteilt. Es gab über 150 Baracken, wenn man die einräumigen Pferdeställe mitzählt. http://www.vimu.info/showformat.jsp?id=for_14_9_77_fo_oksbol_de_tiff&lang=de&u=teacher&flash=true

Das Theater Oksbøl, unter der Leitung des ehemaligen Direktors des Staatstheaters Danzig Walter Warndorf und seiner Frau, der Schauspielerin Eva Just, war eine Institution, die schon in den „Deutschen Nachrichten“ gewürdigt worden war. Da sich im Hause Günther in Allenstein alles, was mit dem Theater zu tun hatte, zu Hause fühlte, lag es nahe, dass meine Mutter Traute sich am Theater Oksbøl als Balletttänzerin und Schauspielerin engagierte.

Auch das Schulsystem in Oksbøl funktioniert mit Unterstützung der dänischen Behörden formell korrekt, mit Zeugnissen, Versetzungen und Abschlussprüfungen, um den Kindern und Jugendlichen keine Nachteile aus dem Aufenthalt in Dänemark erwachsen zu lassen. Rund 400 Lehrer kümmerten sich um über 9.000 Schüler. Einer der Lehrer war Dr. Günther. Er betätigte sich als Deutschlehrer und als Dozent in der Volkshochschule. Denn mein Opa fing nicht nur Allenstein und Ostpreußen im Lichtbild ein, setzte die Musik für das Glockenspiel auf dem neuen Rathaus und spielte es bis zur Einschmelzung 1943, vermittelte Vorträge und Gastspiele jeder Art, engagierte sich stark im Jugendherbergsverband Ostpreußen, gründete die zweite Volksbücherei in Allenstein,

einen Madrigalchor und zur Förderung guter Schauspielkunst die Gesellschaft für Theaterkultur oder widmete sich neben seiner schriftstellerischen Arbeit dem kulturellen Leben der Stadt Allenstein, sondern er war auch Lehrer an der Koppernikus-Oberrealschule und viele Jahre lang Klassenlehrer und Deutschlehrer von Dr. Ernst Jahnke, mit dem ich über drei Jahre lang in Kontakt stand. (siehe u.a. in: Funk, Anton: Geschichte der Stadt Allenstein von 1348 bis 1943, Vogelsang, Ernst: Die Koppernikus-Schule in Allenstein und Allensteiner Heimatbrief - Sommer 2013)

Neben seiner Dozententätigkeit in Oksbøl schrieb mein Opa weiter an seinem Coppersnikusroman, den er als Manuskript in einem alten Koffer mit auf die Flucht genommen hatte. Das Buch wurde 1986 unter dem Namen "Die Ellipse - Ein Roman aus den späten Jahren des Domherrn D. Nikolaus Koppernigk" von meiner Mutter im Eigenverlag herausgegeben.

Am 30. April 1945 kam mein Vater Otto-Rudolf Rothbart nach seiner Flucht aus Stralsund nach Oksbøl. Dort lernte er meine Mutter kennen, die Jahre später seine Ehefrau wurde. Die Eindrücke seiner Flucht und des Lebens in Oksbøl hat er in seinem Buch „Gerade noch davongekommen“ geschildert (Otto-Rudolf Rothbart, Norderstedt: Books on Demand 2008), aus dem ich hier einige Zeilen entnommen habe.

Der Zweite Weltkrieg hat Millionen Menschen das Leben gekostet, Not, Elend und entsetzliches Leid gebracht, ich verdanke ihm indirekt mein Leben.

Mein 89-jähriger Vater lebt heute in Eningen u. A., meine 73-jährige Kusine Ute in Nehren.

Katjana R. Günther

Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit

AGDM, Haus Kopernikus, ul. Partyzantów 3, 10-522 OLSZTYN, POLEN
www.agdm.pl, Email: kplocharska@agdm.pl, Tel./Fax: 0048 89 523 6990

Die Geschäftsstelle ist dienstags, donnerstags und freitags von 09.00 bis 12.00 Uhr und mittwochs von 13.00 bis 16.00 Uhr geöffnet.

Die AGDM ist Besuchern gerne bei der Suche nach Privatquartieren behilflich. Einzelreisende können auch im Haus Kopernikus übernachten.

Veranstaltungen der AGDM 2017

- | | |
|--------------|---|
| 03. Juni | Tag der Minderheiten Gelände „Osada Ataman“ |
| 14. Oktober | Kartoffelfest |
| 19. November | Volkstrauertag auf dem Ehrenfriedhof Jakobsberg |
| 04. Dezember | Adventsfeier für Senioren |
| 09. Dezember | Adventsfeier für Kinder |
| 16. Dezember | Weihnachtsmarkt |

Lange verschollen und endlich wiedergefunden!

In den Jahren nach dem siegreich beendeten Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 gründeten sich in fast allen Städten und Dörfern im Deutschen Kaiserreich Krieger-Vereine.

In Ostpreußen folgte man diesem Trend ebenso. Diese Einladung zum alljährlichen Stiftungsfest des Kriegervereins Deuthen kann in die Jahre 1906 bis 1910 datiert werden. Familie Kempowski führte die Gaststätte von 1903 bis zum Jahre 1912. Anfang 1913 wurde die Gaststätte von Familie Heinrich Poetsch übernommen und bis zum Januar 1945 geführt. Da Allenstein außerdem eine Garnisonstadt war und deren Truppeneinheiten von der Gemeinde Deuthen bereits in den 1880er Jahren von der Gemeinde große Flächen sandigen Ackerbodens als Exerzierplatz pachteten, fand der Gedanke, auch hier einen Kriegerverein zu gründen, viel



Krieger-Verein
 :: Deuthen. ::

Am Sonntag, den 11. Juni von nachmittag 3¹/₂ Uhr feiert unser Verein in den Räumen des Gastwirts Kempowski sein diesjähriges

Stiftungsfest

wozu Sie freundlichst eingeladen werden.

Der Vorstand.

☞ ☞ ☞

FESTORDNUNG:

3¹/₂ Uhr: Umzug.
 von 4 Uhr ab: Konzert, Verwüfelung, Preisschießen.
 Darauf: Ansprache und Tanz.

Zustimmung, was dann 1905 auch geschah. Bis zum Jahre 1914 wurde vom Kriegerverein vor allem der Sedan-Schlacht vom 1. Sept. 1870 gedacht.

Mit Beginn des Ersten Weltkrieges am 28. Juli 1914 begann dann auch für die Bewohner der Gemeinde Deuthen der Ernst des Krieges; denn es wurden bis zum Ende des Krieges 1918 immer mehr Männer zum Militär rekrutiert, von denen insgesamt 26 Deuthener nicht mehr nach Hause zurückkehrten.

Da jedoch zur Gemeinde Deuthen verwaltungsmäßig auch das Dorf Gronitten, die Domäne Posorten sowie das Forstamt Kudippen gehörten, kamen weitere 15 Gefallene hinzu.

Der Kriegerverein Deuthen beschloss Anfang der 1920er Jahre, die Gefallenen mit einem Kriegerdenkmal auf dem Deuthener Friedhof zu ehren. Doch die wirtschaftliche Misere der Nachkriegsjahre und die Weltwirtschaftskrise mit der katastrophalen Inflationszeit verhinderten dies zunächst. Im Jahre 1931 beschloss die Gemeinde schließlich, das Kriegerdenkmal zu errichten, so dass im Jahre 1932 die feierliche Einweihung stattfinden konnte.



Auf diesem Foto, das der Vater des Verfassers, August Mischke, nach der Einweihungsfeier aufnahm, sind noch die Kränze und Blumengebinde rund um das Denkmal zu sehen. Unter dem Eisernen Kreuz befand sich die Tafel mit den Namen der 41 Gefallenen. Dieses Foto diente auch bei der Restaurierung des Denkmals im Jahre 2013 als Vorlage.

Nach dem Einmarsch der Roten Armee im Jahre 1945 in Deuthen feuerte ein Soldat aus seiner Maschinenpistole eine Salve auf die Ehrentafel, deren zehn Einschusslöcher heute noch zu sehen sind. Mitte der 1970er Jahre wurde die Ehrentafel von Unbekannten gewaltsam entfernt und war seitdem verschollen. Auch das Denkmal verfiel in den folgenden Jahren zusehends. Erst dank der Bemühungen und finanziellen Unterstützung des „Komitees zur Rettung ehemaliger historischer Friedhöfe und Denkmäler“ in Olsztyn mit seinem Vorsitzenden Dr. Chlosta, der Stadtverwaltung Olsztyn, der Woiwodschaft und auch der ehemaligen Bewohner der Stadt Allenstein konnte das Denkmal restauriert werden.



Die zweite Einweihung fand am 15.10.2013 durch S.E. Erzbischof Dr. Edmund Piszcz im Beisein weiterer geistlicher Würdenträger, Vertreter der Stadt Olsztyn wie auch der Woiwodschaft statt. Da die Namen der Gefallenen damals nicht ermittelt werden konnten, wurde statt der verschollenen Ehrentafel eine schwarze Marmortafel mit einem polnisch-deutschen Text angebracht.



Damit war die Geschichte des Denkmals jedoch noch nicht zu Ende, denn nach mehr als 40 Jahren wurde die entwendete Ehrentafel weit entfernt von ihrem früheren Standort wiedergefunden. In Nadarzyce, einem Ort in Südpommern zwischen den Städten Złotowo (früher Flatow) und Pila (früher Schneidemühl), wurde auf einem Schrottplatz eine Bronzetafel mit den Namen von Gefallenen, aber ohne Ortsangabe gefunden. Eine Frau aus der Stadt Danzig hatte die Tafel erworben und sie dann dem Danziger „Muzeum Strefa Historyczna Wolne Miasto Gdansk“ (Museum Historische Zone – Freie Stadt Danzig) geschenkt. Zwei Mitarbeiter des Museums, Izabella Sitz und Michael Freier, versuchten nun die Herkunft der Tafel herauszufinden und suchten zunächst in Südpommern und später in der Kaschubei nahe Danzig. Doch die Namen waren in diesen Gegenden nicht bekannt.

Weitere Nachforschungen stellte man zunächst ein, an das weit entfernte Olsztyn/Allenstein dachte niemand. Erst eine Sendung des Regionalfernsehens aus Olsztyn, in der auch das Deuthener Kriegerdenkmal gezeigt wurde, brachte Frau Sitz und Herrn Freier auf die richtige Spur. Sie erkannten nämlich, dass die Tafel mit ihrer trapezförmigen Form zu diesem Denkmal passen könnte. Sie machten sich auf den Weg nach Allenstein/Deuthen wo sie erfreut feststellten, dass die Tafel zu diesem Denkmal gehörte. Erst danach fuhren sie zur Stadtverwaltung Olsztyn, wo ihnen bestätigt wurde, dass die Namen auf der Tafel von Bewohnern von Deuthen und Gronitten stammen.



Fürs Vaterland sind in den Tod gegangen
1914 - 1918

- | | | |
|------------------|---------------------|----------------------|
| 1. Josef Black | 5. Johann Moczarski | 9. August Koslowski |
| 2. Anton Black | 6. Anton Moczarski | 10. Eduard Koslowski |
| 3. August Black | 7. August Rykowski | 11. Josef Konieczka |
| 4. Franz Labusch | 8. Johann Koslowski | 12. Julius Langowski |

13. Anton Wroblewski
14. Johann Kirschbaum
15. August Kirschbaum
16. August Komalewski
17. Josef Bauchrowitz
18. Johann Bauchrowitz
19. Anton Scharnowski
20. Aloisius Chucholowius
21. Josef Seyda
22. August Seyda

23. Ludwig Gorski
24. Franz Fotschki
25. Joachim Böhnke
26. Rochus Böhnke
27. Adolf Klich
28. Franz Gandlau
29. Stephan Czeczka
30. Franz Schillack
31. Bernhard Kascha
32. Josef Orlowski

33. Aloisius Orlowski
34. Herbert Staerker
35. Josef Woidowski
36. Franz Knoblauch
37. Anton Jablonski
38. Viktor Falkowski
39. Franz Dombrowski
40. August Bogoslaw
41. Anton Goworr



Auch der Verfasser dieses Berichtes hat die Namen von zwei Brüdern seiner Mutter auf der Tafel gefunden. Einer davon ist der Kanonier August Koslowski, der hier mit seinem Pferd abgebildet ist. Er ist am 25.08.1918 in Frankreich gefallen.

Nun ist die Tafel zunächst in einer Ausstellung in Olsztyn/Allenstein zu sehen. Später wird sie in Dajtki/Deuthen in der alten kleinen Kirche ihren Platz finden. Damit kehren die Gefallenen des Ersten Weltkrieges, wenn auch nur auf der Ehrentafel, in ihren Heimatort Deuthen zurück.

Bruno Mischke

Spuren der Vergangenheit

Allerheiligen und Allerseelen sind eine Zeit zum Nachdenken über unsere Familienmitglieder und Freunde, die, unabhängig von ihrer Nationalität oder Konfession, nicht mehr unter uns da sind. Von ihnen blieben oft nur die auf den Gräbern verwischten Inschriften und ewige Erinnerung. Ihre Leistungen, gute und schlechte Eigenschaften, werden wir immer vor Augen haben, wenn wir die vom Rauch der Kerzen verschleierte Friedhöfe besuchen werden. Wir sollen uns nicht wundern, wenn wir in einigen Ecken der Stadt, nicht nur an diesen traurigen Tagen, bemerken, dass dort Kerzen brennen. Denn es waren einst kleine Nekropolen (großes Gräberfeld des Altertums).

In Allenstein gab es zwölf Nekropolen, nur acht sind aber bis heute erhalten. Sechs davon werden nicht mehr benutzt, sondern nur als historische Orte betrachtet. Es sind zwei große Friedhöfe: in der Querstraße mit etwa 33.000 Gräbern und in Diwitten mit etwa 23.000 Gräbern.

Aber wo hat man die Bewohner der heutigen Hauptstadt Ermland-Masurens damals, vor langer Zeit, begraben? Ursprünglich hat man die Toten verbrannt und die Asche in speziellen Tongefäßen bestattet. In der Nähe der Stadt gab es mehrere Siedlungen, neben denen man Gräber gefunden hatte. Die Siedlungen aus dem Zeitalter der sorbischen Kultur befanden sich am Germanenring und auf der anderen Seite der Stadt, nahe der Tannenbergsstraße. Doch die alten Preußen lebten in Diwitten, auf einem hohen Ufer des Flusses Alle, irgendwo im Wald.

Die erste städtische Nekropole wurde 1353 gegründet. Man baute sie neben der Jakobi-Kirche. Verdiente Stadtbürger und Geistliche wurden im Kellergeschoss dieses Tempels begraben. In der Nähe der Kirche, neben dem Untertor, waren ein Armenhaus und die Heiliggeist-Kapelle in der Bankstraße untergebracht. Es gab hier einen Friedhof, wo arme und obdachlose Einwohner der Burg an der Alle meist auf Kosten der Stadt begraben wurden.

Ein weiterer Friedhof wurde im Jahre 1582 auf der anderen Seite der Stadt direkt hinter dem Hohen Tor an der Heiligkreuz-Kirche gegründet. Nach den Teilungen Polens, nachdem sich in Allenstein die lutherische Gemeinde vergrößert hatte, besaß dieser Friedhof einen Teil für Protestanten. Die Heiligkreuz-Kirche wurde im Jahre 1803 wegen eines sehr schlechten technischen Zustands abgebaut, während der Friedhof 1870 geschlossen wurde. 1909 wurde der Friedhof vom Stadtrat gekauft, in den Jahren 1911 bis 1915 hatte man auf diesem Gebiet das neue Rathaus gebaut. Die Überreste der Toten hat man exhumiert und auf einen 1869 eingerichteten kleinen protestantischen Friedhof in der Bahnhofstraße, direkt hinter das Jugendstilgebäude überführt, wo jetzt die Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit ihren Sitz hat. Heute gibt es von diesem Friedhof auch keine Spur mehr, genauso wie vom großen evangelischen Friedhof in der Königsberger Straße.

Bis heute sind folgende historische Friedhöfe erhalten: in Deuthen, in der Seestraße und der Ehrenfriedhof in der Königsberger Straße, wo deutsche Solda-

ten begraben liegen. Der erstere wurde 1872 gegründet und 1966 geschlossen. „Er ist in einem sehr guten Zustand dank der Renovierung“ sagt Jan Chlosta vom Gesellschaftlichen Komitee zur Rettung alter Friedhöfe in Ermland-Masuren. Der jüdische Friedhof konnte wiederum dank der Entscheidung des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III. entstehen, der im Jahr 1812 ein „Judenedikt“ veröffentlichte, das die zivilrechtlichen Verhältnisse der Juden in Preußen regelte. Die jüdische Gemeinde, die immer größer wurde, gründete 1818 ihren eigenen Friedhof. 1913 erbaute man auf dem Friedhof, nach einem Projekt des Architekten Erich Mendelsohn, das noch heute bestehende alte Beerdigungshaus Bet Tahara. Der jüdische Friedhof überstand unbeschadet die Wirren des Naziregimes und des Zweiten Weltkrieges. Er vermochte sich aber nicht gegen eine Entscheidung der kommunistischen Behörden zu wehren, die in den 1960er Jahren über seine Liquidation entschieden. Von diesem Friedhof blieb nur ein für den Friedhof typischer Linden-Ahorn-Baumbestand übrig.

Der Ehrenfriedhof wurde im August 1914 auf Initiative der Allensteiner Deutschen gegründet. Nach dem Zweiten Weltkrieg erlitt der Friedhof große Schäden. 1992 wurde diese Totenstadt auf Initiative der Deutschen, die sich in einer besonderen Verpflichtung bereit erklärt hatten, die Pflege von kulturellen Denkmälern und Gedenkstätten zu sichern, restauriert. Seit fast 25 Jahren kümmert sich die Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit um diesen Ort der ewigen Ruhe von über 800 deutschen Soldaten, die in den Jahren 1914 bis 1945 in den Schlachten in und rund um Allenstein gefallen sind. Alljährlich finden am Volkstrauertag Festveranstaltungen zu Ehren der gefallenen Soldaten statt.

Die Lage der historischen Friedhöfe in Allenstein hätte ohne die Tätigkeit des Gesellschaftlichen Komitees zur Rettung alter Friedhöfe in Ermland-Masuren sicherlich viel schlimmer ausgesehen. Dank der von diesem Ausschuss gesammelten Gelder braucht man sich bereits nicht mehr zu schämen, wie die Ruhestätten ehemaliger Bewohner Allensteins aussehen. Die Spendensammlung für alte Nekropolen ist also eine gemeinsame Sorge der Bewohner Allensteins geworden. Es ist auch eine Regel, dass die Stadt zu dem von den Bewohnern gesammelten Geld ihren Obolus entrichtet „Wir bemühen uns, diese Aktivitäten zu unterstützen; in der Periode 2006 bis 2016 haben wir vom städtischen Haushalt 383.000 Zloty für diesen Zweck gespendet“, sagt Stadtpräsident Piotr Grzymowicz.

Alfred Czesla

Wir gratulieren

zum Geburtstag

- 93 Jahre** Volkmar Roensch, früher Roonstr. 14a, jetzt 34253 Lohfelden, Am Hammelberg 6, am 31.03.2017
- 92 Jahre** Otto-Gerhard Kauer, früher Memellandstr. 7, jetzt 41539 Dornmagen, Leiblstr. 6, am 30.09.2017
- 90 Jahre** Eva Hamer, geb. Führt, früher Kleeberger Str. 7, jetzt 24568 Kaltenkirchen/Holst., Jungfernstieg 44, am 13.11.2017
Maria Magdalena Reiber, geb. Merten, früher Finkenstr. 27, jetzt 12105 Berlin, Suttnerstr. 19, am 04.10.2017
Eva-Maria Schirmacher/M. Stephania, früher Joachimstr. 7, jetzt 85579 Neubiberg, Hohenbrunner Str. 12, am 12.07.2017
- 89 Jahre** Helga Gollasch, geb. Flack, früher Jakobstr. 9, jetzt 04107 Leipzig, Riemannstr. 8, am 01.09.2017
Georg Kauer, früher Memellandstr. 7, jetzt 46509 Xanten, Hucksweg 5, am 29.08.2017
Hanna Bleck, geb. Parschau, früher Roonstr. 83, jetzt 48249 Dülmen, Brokweg 8, am 14.09.2017
Sigard Müller, geb. Roensch, früher Roonstr. 14a, jetzt 37154 Northeim, Am Markt 16, am 31.08.2017
- 88 Jahre** Vera Komaiszko, geb. Schirmacher, früher Joachimstr. 7, jetzt 10-059 Olsztyn, ul. Polna 12m, am 16.06.2017
Joachim Hufenbach, früher Schnellerweg 1, jetzt 64289 Darmstadt, Borsdorffstr. 40, am 06.08.2017
- 87 Jahre** Eva Vollbrecht, geb. Czezcka, früher Lötzen Str. 22, jetzt 95100 Selb, Plößberger Weg 36, am 14.09.2017
- 86 Jahre** Bruno Mischke, früher Deuthen, jetzt 47918 Tönisvorst, Alter Weg 68, am 27.09.2017
- 83 Jahre** Lothar Wisseling, früher Händelstr. 19, jetzt 18273 Güstrow, Str. d. DSF 54, Tel./Fax 03843-334445, am 29.03.2017
- 81 Jahre** Dieter Ohnesorge, früher Kopernikusstr. 33, jetzt 67433 Neustadt an der Weinstraße, Klausenbergweg 7, am 19.08.2017
Ursula Hannack, geb. Senkowski, früher Wadanger Str. 18, jetzt 19055 Schwerin, Schelfstr. 6, am 08.07.2017

Wir gedenken



Gedenktafel in der Propsteikirche Gelsenkirchen

Bildhauer Siegfried Erdmann verstorben



Am 30.01.2017 verstarb in Dortmund der Bildhauer Siegfried Erdmann. Geboren am 26.08.1926 in Allenstein, zeigte er bereits in frühen Jugendjahren ein deutliches Talent zur Gestaltung, das auch durch seinen Zeichenlehrer an der Koppernikus-Oberrealschule, H.B. Nern, gefördert wurde. 1944 wurde er zum Flakhelfer ausgebildet, es folgten Einsätze als Soldat, Gefangenschaft und danach Arbeit in der Landwirtschaft.

Die Entdeckung seiner künstlerischen Begabung 1947 führte zu einer zweijährigen Ausbildung beim Bildhauer Fritz Viegeler in Dielecke am Möhnesee, anschließend bis 1952 zum Studium an den Kölner Werkkunstschulen bei den Professoren W. Wallner und Ludwig Gies.

Seit 1956 lebte und arbeitete er gemeinsam mit seiner Frau Doris in Dortmund als freischaffender Bildhauer. Er arbeitete in Stein, Holz, Bronze, Beton, Ton und Keramik und hinterlässt ein umfangreiches künstlerisches Werk, das durch mehrere Preise gewürdigt wurde.

- Heinrich Biernath** geb. 16.09.1929, verst. 17.10.2016, früher Horst-Wessel-Str., zuletzt wohnhaft in 67063 Ludwigshafen, An der Froschlache 3, angezeigt von Ehefrau Margareta Biernath
- Marianne Williger** geb. Schröter am 01.05.1933 in Allenstein, verst. 22.01.2017 in Weillbach/Ufr., angezeigt von Dr. Michael Schröter, Rubensweg 17, 59872 Meschede
- Dr. Arthur Werdermann** geb. 28.04.1928 in Allenstein, verst. 02.02.2017, zuletzt wohnhaft in 53127 Bonn, Fasanenweg 8
- Alwin Zimmermann** geb. 09.09.1936, verst. 23.11.2016, zuletzt wohnhaft in 42389 Wuppertal / Altenheim Hölkesöhde
- Heide-Lore Kerkmann** geb. Pohl am 19.11.1941 in Allenstein, verst. 29.11.2016 in Bad Salzhausen
- Paul Kaber** geb. 23.08.1922, verst. 23.12.2016, früher Trautziger Str., zuletzt wohnhaft in 27749 Delmenhorst, Klosterdamm 67, angezeigt von Tochter Doris Oberheide, Berliner Str. 109A, Delmenhorst
- Dr. Elisabeth Maria-Magdalena Keichel** geb. Rahmel am 14.04.1924, verst. 15.10.2016, früher Schillerstr., zuletzt wohnhaft in 75323 Bad Wildbad, Hochwiesenhof 8, angezeigt von Tochter Angela Keichel-Höhn und Enkelin Elena Höhn
- Dorothea Anderson** geb. Botzki am 21.08.1932 in Allenstein, verst. 08.11.2014, zuletzt wohnhaft in 31311 Uetze, Schilfkampweg 19, angezeigt vom Sohn Dirk Anderson, 31311 Uetze
- Dr. Elisabeth Großner** geb. Heß, am 24.11.1933 in Allenstein, verst. 16.10.2016 in Basel, früher Zimmerstr., zuletzt wohnhaft in der Schweiz, 4125 Riehen, angezeigt von Ehemann Dr. Lutz Großner
- Horst-Eugen Bartnik** geb. 14.05.1937, verst. 10.02.2015, zuletzt wohnhaft in 45891 Gelsenkirchen, Kronprinzenstr. 10, angezeigt von Ehefrau Heidrun Bartnik
- Walter Fahl** geb. 06.12.1925, verst. 16.11.2016, früher Tannenbergr. 36b, zuletzt wohnhaft in 58638 Iserlohn, Sonnenweg 6, angezeigt von Ehefrau Barbara Fahl

Anneliese Hoop	geb. Paprotta am 25.09.1923, verst. 01.01.2012, zuletzt wohnhaft in 25594 Vaale, Lerchenweg 11, angezeigt von Jelge Hoop, 25594 Vaale
Irene Sosnowski	geb. 17.11.1928, verst. 20.02.2017, früher Hohensteiner Str. 103, zuletzt wohnhaft in 47929 Grefrath-Oedt, Kirchplatz 16, angezeigt durch ihren Neffen Ulrich Sabellek, Am Dornbusch 50a, 46244 Bottrop
Liesel Schierke	geb. Fox am 17.06.1924, verst. 09.04.2017, zuletzt wohnhaft in 40764 Langenfeld, Otto-Hahn-Str. 40
Helmut Laskawy	geb. 08.12.1927, verst. 09.01.2017, früher Richt-hofenstr. 35, zuletzt wohnhaft in 17153 Jürgenstorf, Zetteminer Str. 26, angezeigt von Ehefrau Edith Laskawy.

O bleibe treu den Toten

O bleibe treu den Toten,
die lebend du betrübt;
o bleibe treu den Toten,
die lebend dich geliebt!

Sie nahen dir in Liebe,
allein du fühlst es nicht;
sie schau dich an so trübe,
du aber siehst es nicht.

Sie starben, doch sie blieben
auf Erden wesenlos,
bis allen ihren Lieben
der Tod die Augen schloss.

Die Brücke ist zerfallen;
nun mühen sie sich bang,
ein Liebeswort zu lallen,
das nie herüber drang.

Indessen du dich herzlich
in Lebenslust versenkt,
wie sehnen sie sich schmerzlich,
dass ihrer du gedenkst!

In ihrem Schattenleben
quält eins sie gar zu sehr:
ihr Herz will dir vergeben,
ihr Mund vermag's nicht mehr.

O bleibe treu den Toten,
die lebend du betrübt;
o bleibe treu den Toten,
die lebend dich geliebt!

Theodor Storm

Programm 62. Jahrestreffen

Vom 08.-10. September 2017 in Gelsenkirchen / Schloss Horst*

FREITAG,
08. SEPTEMBER 2017

15.00 Uhr Hotel ibis
Stadtversammlung

19.00 Restaurant Dubrovnik
Zwangloses Beisammensein

SAMSTAG
09. SEPTEMBER 2017

10.45 Uhr Propsteikirche
Ökumenische Gedenkandacht

11.00 bis 12.00 Uhr Heimatmuseum
Unser „Treudank“ lädt zum Besuch ein

13.00 Uhr Schloss Horst
Öffnung der Bücher- und Verkaufsstände

15.00 Uhr Glashalle Schloss Horst
Feierstunde, musikalisch gestaltet durch den
Bläser- und Posaunenchor Erle

Begrüßung
Vorsitzende der Stadtgemeinschaft und der
Kreisgemeinschaft

Grußworte
Vertreter der Stadt Gelsenkirchen
und der Stadt Allenstein/Olsztyn

17.00 Uhr
Tanz und Unterhaltung
mit Andreas Kokosch

24.00 Uhr
Ende der Veranstaltung

SONNTAG,
10. SEPTEMBER 2017

10.00 Uhr Propsteikirche
Katholischer Gottesdienst

10.00 Uhr Altstadtkirche
Evangelischer Gottesdienst

*Turfstr. 21, 45899 Gelsenkirchen

Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg

Auch 2017 befindet sich das Ostpreußische Landesmuseum noch in seiner Erweiterungs- und Modernisierungsphase und ist daher teilweise geschlossen. Die Dauerausstellungsfläche wird auf mehr als 2.000 qm erweitert und heutigen Zielgruppen und Fragestellungen angepasst. Ebenso werden ein geräumiger Vortragssaal, größere und schönere Räume für die Museumspädagogik sowie erweiterte Depot- und Werkstattflächen zur Verfügung stehen. Die Rahmenbedingungen für die länderübergreifende wissenschaftliche Arbeit werden durch neue Arbeitsplatzausstattungen und einen Konferenzraum ebenfalls verbessert.

Die Eröffnung der neuen Dauerausstellung ist im Frühjahr 2018 vorgesehen. Als neue Bestandteile kommen eine „Deutschbaltische Abteilung“, Module zur „Integration der Vertriebenen“ sowie „Ostpreußen/Baltikum heute“ hinzu.

Geöffnet sind bereits das Museumscafé, der Museumsladen und das Brauereimuseum. Der Zugang zum Museum erfolgt durch das 500 Jahre alte „Scharffsche Haus“ von der Heiligengeiststraße, also direkt in der berühmten Altstadt Lüneburgs.

Ausstellungen und Veranstaltungen

- | | |
|---------------------|--|
| 20.05. - 18.06.2017 | Juri Pawlow: Leben in Kaliningrad/Königsberg
Porträtfotos |
| 08.07. - 22.10.2017 | „Ich würd‘ warten ein wenig“
Der Dichter Johannes Bobrowski (1917 1965) |
| September 2017 | Eröffnung der Dauerausstellung |
| 04. - 05.11.2017 | Museumsmarkt. Tradition und Moderne |
| 24.11.17 - 04.02.18 | Heinz Sielmann (1917-2017)
Ein Leben für die Natur |

Änderungen vorbehalten.

Ostpreußisches Landesmuseum, Heiligengeiststraße 38, 21335 Lüneburg

Öffnungszeiten: Di – So 10 – 17 Uhr

Tel.: 04131 – 75 995-0, E- Mail: info@ol-ig.de

www.ostpreussisches-landesmuseum.de

Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen

Sonderausstellungen und Veranstaltungen

- 20.05. - 10.09.2017 Herzog Albrecht von Brandenburg-Ansbach und die Reformation im Preußenland
- 16.09.17 - 08.04.18 Aquarelle und Zeichnungen des Elbinger Architekten und Künstlers Alfred Arndt (1898-1976)
- 25./26.11.2017 22. Bunter Herbstmarkt

Kabinettausstellungen

- April - August 2017 Käthe Kollwitz – die Königsberger Jahre
- Sept. - Dez. 2017 Von der Groeben – ein ostpreußisches Adelsgeschlecht

Dauerausstellungen zur Stadtgeschichte in Ost- und Westpreußen

- | | |
|--------------------------------|---------------------------------|
| Stuhm, Schloss | Saalfeld, Stadtverwaltung |
| Pr. Holland, Schloss | Lyck, Wasserturm |
| Rosenberg, Hist. Feuerwehrhaus | Lötzen, Festung Boyen |
| Goldap, Haus der Heimat | Johannisburg, Städt. Kulturhaus |
| Rastenburg, I. Liceum | |

Ganzjährig Dauerausstellung zur Geschichte und Kultur Ostpreußens im Altva-
terturm auf dem Wetzstein bei Lehesten, Thüringer Wald

Änderungen vorbehalten.

Kulturzentrum Ostpreußen, Schloßstr. 9, 91792 Ellingen

Öffnungszeiten: April bis September Di - So 10-12 und 13-17 Uhr
Oktober bis März Di - So 10-12 und 13-16 Uhr

Tel.: 09141 – 86 44 0, Fax: 86 44 14, info@kulturzentrum-ostpreussen.de

www.kulturzentrum-ostpreussen.de

Ermlandforum

Das Ermlandforum beschäftigt sich mit der Familienforschung in den vier ermländischen Kreisen

Allenstein - Heilsberg - Rößel – Braunsberg.

Für diese Kreise gibt es innerhalb des Forums viele Mitglieder, die über Kirchenbücher oder Abschriften von Kirchenbüchern verfügen. So konnte schon manch verzweifelter Ahnenforscher seine Familie mit Hilfe unserer Mitglieder finden und erforschen.



Falls Sie Interesse an unserem Forum haben, können Sie sich ganz unverbindlich anmelden und registrieren lassen. Sie bekommen einen ersten Eindruck, können sich ein wenig umschaun und herausfinden, ob sich Möglichkeiten für die eigene Forschung bieten. Ebenso können Sie Fragen stellen.

Entscheiden Sie sich für eine Mitgliedschaft, bietet das Forum weitere Möglichkeiten: das Einsehen von Dateien-Anhängen und Kirchenbuchauszügen, eine umfangreiche Suchfunktion und den Austausch mit anderen Mitgliedern.

Für diese Angebote erhebt das Forum einen Mitgliedsbeitrag in Höhe von 10 Euro im ersten Jahr und 5 Euro im zweiten Jahr. Danach ist die Mitgliedschaft beitragsfrei.

Im letzten Jahr hat sich das Forum aus der Anonymität des Internets herausgewagt und sich erstmals bei der Ermland-Wallfahrt in Werl und beim Allensteiner Jahrestreffen in Gelsenkirchen präsentiert. In diesem Jahr waren wir als Aussteller auf der 7. Genealogie-Tagung in Altenberge vertreten.

Im September werden wir wieder in Gelsenkirchen sein und freuen uns auf ein Kennenlernen.

*Sabine Kerk
Josef Schilakowski
www.ermlandforum.de*

Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen

Die Wanderausstellungen - eine zehnjährige Erfolgsgeschichte

Die Stiftung ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN hat eine beeindruckende Erfolgsbilanz für die vergangenen 10 Jahre vorzuweisen. Die historisch und gesellschaftspolitisch ausgerichteten Ausstellungsteile der unter dem Gesamttitel „Heimatweh“ zusammengefassten Themen wurden in den vergangenen 10 Jahren an mehr als 70 Orten in Deutschland gezeigt. Auch 2017 werden diese Ausstellungen, ergänzt um den neuen Teil „Verschwunden - Orte, die es nicht mehr gibt“ im gesamten Bundesgebiet unterwegs sein.

Besonders beliebt ist die älteste der Ausstellungen, „Erzwungene Wege - Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts“ - erstmals 2006 gezeigt -. In der Schau werden sowohl gemeinsame als auch unterschiedliche Ursachen, Auswirkungen und Folgen von Vertreibungen unterschiedlicher Völker thematisiert. Beginnend mit dem Völkermord an den Armeniern im Jahre 1915 über die Vertreibung der Juden in Deutschland ab 1933 bis hin zur Vertreibung der Deutschen am Ende des Zweiten Weltkrieges und den Kriegen um das zerfallende Jugoslawien in den Jahren um 1990 zeigt die Ausstellung in Bildern und Texten menschliche Tragödien, kulturelle Verluste und betreibt politische Ursachenforschung. Die „Erzwungenen Wege“ gastierten an 33 Stationen, an so repräsentativen Orten, wie der der Frankfurter Paulskirche, im Thüringer Landtag, aber auch in Museen und in vielen Rathäusern bundesweit. In einem großen Bogen umreißt der 2009 erstellte zweite Ausstellungsteil „Die Gerufenen“ eine Zeitspanne von 800 Jahren und zeigt die weitgehend unbekannte Heimat der deutschen Volksgruppen außerhalb des Reiches mit ihrer Auswanderungs- und Siedlungsgeschichte und das deutsche Leben in Mittel- und Osteuropa. Geographisch gelangt halb Europa in den Blick: von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer und vom Böhmerwald bis zum Kaukasus. Es werden Siedlungsgebiete vorgestellt, in denen Deutsche gemeinsam mit anderen Völkern lebten und die nicht zum 1871 gegründeten Deutschen Reich gehörten. „Die Gerufenen“ wanderten zu 13 Ausstellungsorten und waren u.a. im Sächsischen Landtag, im Stuttgarter Rathaus und im Siegburger Kreishaus.

Im dritten Ausstellungsteil „Angekommen“ wird die Integration der deutschen Vertriebenen und Aussiedler seit 1945 von der Ankunft, über die ersten Jahre, durch die Wirtschaftswunderzeit bis hin zur Gegenwart beleuchtet. Die Schau, 2012 erstmals im Paul-Löbe-Haus in Berlin gezeigt, war an 20 Orten unterwegs, so im Landtag von Sachsen-Anhalt, in der Martin-Opitz-Bibliothek in Herne, im Stadtmuseum Pforzheim, im Rathaus Bremen und im Bundesarchiv in Bayreuth.

Die komplette Trilogie gastiert im Saalbau Bornheim, Frankfurt/M, im Oberschlesischen Landesmuseum Ratingen, im Bayerischen Heimatministerium in Nürnberg und in Berlin.

Die 2016 neu konzipierte und im Berliner Kronprinzenpalais erstmal präsentierte Ausstellung „Verschwunden - Orte, die es nicht mehr gibt“ widmet sich

dem Thema der verschwundenen Spuren deutschen Lebens in den Gebieten, die bis zur Vertreibung am Ende des Zweiten Weltkrieges von Deutschen besiedelt waren. Die Ausstellung ist nach den Ursachen des Verschwindens konzipiert und wird durch Vorher-Nachher-Bilder visualisiert. Auch Filmbeiträge sind in die Ausstellung integriert.

Die Text- und Bildausstellungen werden einzeln oder als Gesamtschau öffentlich in Rathäusern, Bibliotheken und Museen gezeigt und bieten dem interessierten Publikum auch interaktiven Zugang zu einem gesamtdeutschen Thema. In Museen werden museumspädagogische Begleitveranstaltungen angeboten und symbolhaltige Exponate zur Veranschaulichung des Themas ausgestellt. Als Einstieg oder Ergänzung zum Geschichts- bzw. Gesellschaftskundeunterricht sind die Ausstellungen bestens geeignet. Sie bieten aber auch Menschen, die bisher wenig Zugang zu diesem Kapitel deutscher Geschichte hatten, einen Exkurs zum Thema Heimat, Heimatverlust durch Vertreibungen unterschiedlichster Art und zum mühsamen Neuanfang in einer abwehrenden, oft gar feindseligen Umgebung.

An einigen Stationen werden zusätzlich Begleitveranstaltungen angeboten, die das Thema vertiefen bzw. durch Zeitzeugengespräche auf das individuelle Schicksal herunterbrechen, veranschaulichen und dem Thema auch ein Gesicht geben.

Informationen zu den Inhalten, zu den Stationen und Terminen in 2017 sind abrufbar unter <http://bit.ly/2jQsYUk>. Die Ausstellungen werden vom Bund der Vertriebenen mit Förderung des Bundesministeriums des Innern gezeigt und können von interessierten Stellen gebucht werden.

*Erika Steinbach MdB
Vorsitzende der Stiftung*

Hinweise der Redaktion

Redaktionelle Beiträge

Wir bitten Sie, Ihre Beiträge spätestens bis zum **31. März bzw. 30. September** per Post an die Geschäftsstelle oder an StadtAllenstein@t-online.de zu übersenden. Bei allen Einsendungen wird das Einverständnis vorausgesetzt, dass die Redaktion berechtigt ist, Änderungen und Kürzungen vorzunehmen und den Zeitpunkt der Veröffentlichung zu bestimmen. Ein Rechtsanspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

Fotos und Dokumente

Bitte senden Sie nur Originale ein, wenn sie im Archiv der Stadtgemeinschaft verbleiben sollen. Für erbetene Auskünfte und Rücksendungen fügen Sie bitte Porto bei. Bitte haben Sie ein wenig Geduld, wenn eine Antwort sich verzögert; auch die Mitglieder der Redaktion arbeiten ehrenamtlich.

Geburtstage ab 70 Jahre

Zur Veröffentlichung im AHB müssen die Geburtstage in jedem Jahr erneut mitgeteilt werden. Die Redaktion geht davon aus, dass die Genannten mit der Veröffentlichung einverstanden sind. Die Geburtstage von Juli bis Dezember bitte bis zum 31. März und die von Januar bis Juni des folgenden Jahres bis zum 30. September einsenden.

Familienanzeigen, Änderungen der Anschrift, Bestellung AHB

Bitte verwenden Sie für alle Anzeigen den eingefügten Vordruck. Um Fehler zu vermeiden, schreiben Sie bitte möglichst deutlich und übersichtlich.

Spenden

Für die Aufnahme in die jährliche Spenderliste wird gebeten, auf den Überweisungen außer dem Nachnamen auch den Geburtsnamen der Ehefrau anzugeben.

Der Heimatbrief ist Deine Brücke zur Heimat.

Nur Deine Spende kann ihn erhalten!

Volksbank Ruhr Mitte, BIC GENODEM1GBU

IBAN DE79 4226 0001 0501 0259 00

Vordruck für Anzeigen

Geburtstag

Bitte die im 2. Kalenderhalbjahr liegenden Geburtstage bis Ende März und die im 1. Kalenderhalbjahr des folgenden Jahres liegenden bis Ende Oktober ein-senden.

Alter	
Vorname Name Geburtsname	
Adresse in Allenstein	
Heutige Adresse	
Datum des Geburtstags	

Todesfall

Vorname Name Geburtsname	
Geburtsdatum Sterbedatum	
Adresse in Allenstein	
Heutige Adresse	
Angezeigt von	

Änderung der Anschrift

Vorname Name Geburtsname Geburtsdatum	
Alte Anschrift	
Neue Anschrift	
Telefon	
E-Mail	

Bestellung des Heimatbriefs

Vorname Name Geburtsname Geburtsdatum	
Anschrift	
Telefon	
E-Mail	

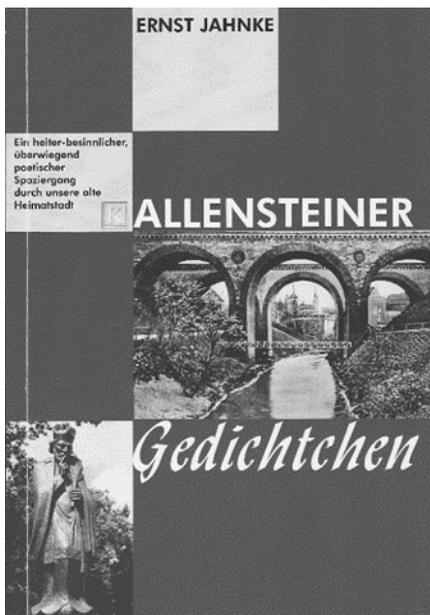
Bitte heraustrennen, ausfüllen und im Umschlag einsenden an:
Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen

Rafał Bętkowski

Allenstein

wie man es
nicht kennt





Ein Gang durch Allenstein vor 1945. Die zahlreichen Fotos werden ausführlich erläutert und durch die Schilderung der Stadtentwicklung, eine Zeittafel, einen Stadtplan sowie eine historische Karte von Ostpreußen mit den Wappen der ostpreußischen Städte ergänzt.

Der Verfasser führt uns durch die Stadt seiner Jugend zu seinen Lieblingsplätzen und beschreibt in humorvollen Versen, ergänzt durch Abbildungen, Fotos und kurze Texte, Sehenswürdigkeiten und Besonderheiten unserer Heimatstadt.

Beide Bücher ergänzen einander und vermitteln dem Leser einen umfassenden Eindruck von unserer Heimatstadt. Sie sollen helfen, die Erinnerung zu bewahren und auch unseren Nachkommen zeigen, wie schön unser Allenstein einmal war. Im Doppelpack sind sie mit einem Nachlass erhältlich.

Archivmaterial aus Nachlässen bewahren!

Werfen Sie bei der Auflösung von Nachlässen Urkunden, Karten, Bilder und Bücher aus der ostpreußischen Heimat nicht in den Müll.

Stellen Sie diese Unterlagen bitte der Stadtgemeinschaft zur Verfügung.

Angebote unserer Stadtgemeinschaft

	Euro
Geschichte der Stadt Allenstein von 1348–1943 von Anton Funk	64,00
Patenschafts-Chronik Allenstein in Gelsenkirchen	2,00
Telefonbuch von Allenstein 1942, gedruckt	2,50
Telefonbuch von Allenstein 1942, auf CD	5,00
Allensteiner Stadtplan von 1925, schwarz-weiß	1,00
Allensteiner Stadtwappen als Aufkleber	1,00
Vertrauen sieht überall Licht von H. Bienkowski-Andersson	2,00
Geliebtes Leben von H. Bienkowski-Andersson	2,00
Alenstein in 144 Bildern von Johannes Strohmenger	7,50
Allensteiner Gedichtchen von Ernst Jahnke	7,50
Beide Allensteiner Bände im Doppelpack	12,00
Fegefeuer, genannt Kortau von Stanislaw Piechocki	12,00
Arzt auf verlorenem Posten von Dr. Paul Mollenhauer	5,00
Alenstein wie man es nicht kennt von Rafal Betkowski	25,00
20 Große Preußen, Lebensbilder preußischer Persönlichkeiten	6,00
Die Prußen - Die alten Bewohner Ostpreußens	3,00
Ostpreußen - Was ist das?	1,00

Als Vierfarbendruck

Allensteiner Stadtplan von 1940 (60 x 53 cm)	4,00
Stadtkarte Allenstein, gez. von H. Negenborn	4,00
Kreiskarte Allenstein Stadt und Land, gez. von H. Negenborn	4,00
Vier Allensteiner Motive, reproduzierte Aquarelle DIN A3, pro St.	1,00
Reiseführer Ostpreußen, Westpreußen und Danzig mit Skizzen, Karten und Fotos, 12. Auflage	14,50
Touristische Landkarte, Ermland und Masuren, Maßstab 1:250.000, zweisprachig polnisch/deutsch	8,00
Farbiger Stadtplan des alten Allenstein von 1913 (50 x 75 cm)	9,00

Hinzu kommen die Kosten für Verpackung und Porto.

Ihre schriftliche Bestellung senden Sie bitte an StadtAlenstein@t-online.de
oder Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen

Impressum

Herausgeber

Stadtgemeinschaft Allenstein e.V., www.StadtAllenstein.de

Vorsitzender: Gottfried Hufenbach, Danziger Str. 12, 53340 Meckenheim, Tel. 02225 700 418

Redaktion

Christel Becker, Sassenfelder Kirchweg 85, 41334 Nettetal 1, Tel. 02153 5135

Hanna Bleck, Brokweg 8, 48249 Dülmen, Tel. 02594 5551

Bruno Mischke, Alter Weg 68, 47918 Tönisvorst, Tel. 02156 8519

Geschäftsstelle und Heimatmuseum „Der Treudank“

Vattmannstraße 11, 45879 Gelsenkirchen Telefon 0209 29 131, Fax 0209 4084 891

E-Mail: StadtAllenstein@t-online.de

Geöffnet dienstags von 10.00 Uhr bis 12.00 Uhr (Thomas Nowack)

Spenden für den AHB

Volksbank Ruhr Mitte, IBAN DE79 4226 0001 0501 0259 00, BIC GENODEM1GBU

Erscheinungsweise

Zweimal jährlich im Sommer und zu Weihnachten

Auflage

2.000 Exemplare

Herstellung

DCM Druck Center Meckenheim

Lesen Sie die PAZ vier Wochen lang zur Probe!

Als Dankeschön dafür erhalten Sie die Lebensgeschichten von 20 großen Preußen oder abonnieren Sie jetzt die PAZ für ein Jahr und erhalten das einzigartige ostpreußische Schlemmerpaket als Prämie (nur solange der Vorrat reicht).

Kritisch, konstruktiv, Klartext für Deutschland.

Bestellen Sie jetzt:

Abo für 1 Jahr (132€ inklusive Versand im Inland).

Eine wertvolle Prämie ist Ihnen sicher!

**Die PAZ 4 Wochen kostenlos zur Probe
(endet automatisch).**

Preußische Allgemeine Zeitung

Buchtstr. 4 22087 Hamburg

Tel: 040 414008 -42

E-Mail: vertrieb@preussische-allgemeine.de

**Gleich unter 040-41 40 08 42
oder per Fax 040-41 40 08 51 anfordern!**

**Unsere Prämie
für ein Jahres-Abo!**

Preußische Allgemeine Zeitung
Das Ostpreußenblatt
1848-1918
1945-2018

**Preußische Allgemeine Zeitung.
Die Wochenzeitung für Deutschland.**



